

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

127. Jg. 18./19. April 2020 / Nr. 16

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,80 Euro, 2063

Ein „einfacher Arbeiter im Weinberg des Herrn“

Mit diesen Worten stellte sich Papst Benedikt XVI. (Archivfoto: KNA) vor 15 Jahren nach seiner Wahl den Gläubigen vor. Im ersten Lehrschreiben erwies er sich als feinfühligster Seelsorger.

Seite 31



Einwecken: Sicherheit in Krisenzeiten

Seit 1900 legten Hausfrauen durch Einkochen von Früchten (Foto: Krauß) Vorräte für schwere Zeiten an. Nicht erst seit Corona ist diese Art des Haltbarmachens wieder beliebt.

Seite 20/21



Amtsantritt in Zeiten von Corona

Der neue ZdK-Generalsekretär Marc Frings (Foto: KNA) hat sein Amt in bewegten Zeiten angetreten. Was die Corona-Pandemie für den Synodalen Weg bedeutet, erläutert er auf

Seite 5



Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Gerade jetzt, wo sich Silberstreifen am dunklen Horizont abzeichnen, darf niemand nachlassen in seiner Aufmerksamkeit, Vorsicht und Rücksichtnahme auf die Nächsten. Jeder der bald 4000 Corona-Toten in Deutschland ist einer zu viel – am stärksten aber wird beklagt werden, wer jetzt noch stirbt und es nicht müsste.

Das Osterfest hat gezeigt, wie stark der Glaube ist – über alle Hindernisse hinweg. Worte und Bilder, die Radio, Fernsehen und Internet von den Feierlichkeiten in Rom und den Bischofsstädten übertragen haben, bleiben unauslöschlich im Gedächtnis (Seite 7).

Wer die Vorsichtsmaßnahmen abtut und die Kirche dafür kritisiert, fordert letztlich die verhängnisvolle Rückkehr zu einem vermeintlichen Glauben ohne Vernunft. Katholisch ist das wohl kaum, sich über das vernünftige Vorbild unseres Papstes, unserer Bischöfe hinwegzusetzen.

Liebe Leserin, lieber Leser, halten Sie durch! Damit wir, so Gott will, nächstes Jahr wieder gemeinsam ein „normales“ Ostern feiern können. Voller Glanz und Gloria, weil Christus den Tod besiegt hat, und mit hoffentlich brechend vollen Kirchen.

Vergangenheit heilt Zukunft

Was die Menschen Westafrikas vor einigen Jahren bei der furchtbaren Ebola-Seuche eingeübt haben, bewährt sich nun im Kampf gegen Corona: Groß und Klein waschen sich regelmäßig gründlich die Hände. Die Caritas im Kongo fördert das mit dem Aufstellen von Hygiene-Stationen.

Seite 2/3



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Foto: Caritas Kongo



▲ China, wo die Pandemie ihren Anfang nahm, liegt vor der Haustür: Die Caritas Hongkong lässt in einem Projekt Atemschutzmasken nähen und an Bedürftige verteilen.

HILFE ALS GLOBALE HERAUSFORDERUNG

Desaster namens Corona

Not macht erfinderisch: Das erlebt Caritas international derzeit in aller Welt

Erdbeben. Tsunamis. Wirbelstürme. Kriege. Flüchtlingskrisen: Mit welcher Katastrophe hätte Caritas international noch keine Erfahrungen gesammelt? Das von der Deutschen Bischofskonferenz beauftragte katholische Hilfswerk für Not- und Katastrophenhilfe des Deutschen Caritasverbands schien für alles gerüstet. Kein Fall, in dem es Caritas international noch nicht gelungen wäre, den Menschen aus Elend und Not zu helfen, Leid

zu lindern. Neue Perspektiven zu schaffen. So glaubte man jedenfalls.

Dann aber geschah das Undenkbare: eine Pandemie – die Pandemie. Ein Desaster namens Corona. Die Caritas hat damit erstmals mit einer globalen Katastrophe zu tun, die alle Länder gleichermaßen trifft – und auch ihre eigenen Helferinnen und Helfer. Was tun, wenn diese nicht mehr zu den Notleidenden kommen können? Was tun, wenn sie selbst an Covid-19 erkranken?

Selbst Hilfe brauchen? Gibt es plötzlich hilflose Helfer?

Not aber fordert nicht nur, wie es in einem Caritas-Motto heißt, zum Handeln auf. Not macht auch erfinderisch. Ob im Nahen oder Fernen Osten, in Osteuropa, Afrika oder Lateinamerika – überall finden und praktizieren „Caritäter“, wie sich Caritas-Angestellte intern gerne nennen, neue Wege und Ansätze, in dieser globalen Tragödie den Ärmsten beizustehen.

und über die Pfarreien an Bedürftige verteilen. Inzwischen sind „Caritas Kindness Stations“ über das ganze Land verteilt.

Ähnliche Solidaritäts-Initiativen begann die Caritas in vielen Ländern der Erde. Was immer ohne persönlichen Kontakt möglich ist, wird vom Heimbüro aus, via Telefon, E-Mail oder Video-Kommunikation, gesteuert. Die Caritas Armenien hat eine Telefonbetreuung für ihre Klienten eingerichtet. Sie bietet psychologische Unterstützung und Beratung, fragt aber auch materielle Bedürfnisse ständig ab und erledigt für die Menschen nötigenfalls Einkäufe, bietet Haushaltshilfe an oder leistet Pflegedienste. Der physische Kontakt wird so auf ein notwendiges Minimum reduziert.

Die Caritas Rumänien hat in einer Telefon-Aktion Bedürfnisse ihrer Klienten abgefragt und versucht, diese zu befriedigen, so gut sie kann, leistet aber weiterhin Dienste in Alten- und Pflegeheimen. Die Caritas Indonesien verteilt über viele Pfarreien Lebensmittel zusammen mit Desinfektionsmitteln und Gesichtsmasken. In Mexiko und Guatemala arbeitet die Caritas entlang der Migrantenrouten, um über das Virus und den Schutz davor aufzuklären.



► Auch bei der Caritas Serbien wird die Nähmaschine angeworfen.

Fotos: Caritas Hongkong, Caritas Serbien und Caritas Armenien

In Jordanien hat die Caritas ein großes Gesundheitsprojekt mit dem Ziel gestartet, den aus Konfliktgebieten nach Jordanien geflüchteten Menschen auch in Zeiten der Pandemie eine medizinische Grundversorgung zu erhalten und dabei eine Ausbreitung des Virus in den Einrichtungen zu verhindern.

Materielle Folgen

In vielen Ländern sorgen sich die Menschen noch mehr um die materiellen Folgen der Pandemie als um gesundheitliche Fragen. Trifft doch die Coronakrise die Leute dort besonders hart, wo sie ohnehin arm und von humanitärer Hilfe abhängig sind. Länder, in denen mangelhafte hygienische Verhältnisse herrschen. In denen es oft nur eine schlechte Gesundheitsversorgung gibt.

Bereits jetzt zeichnet sich ab, dass Menschen im Krieg, auf der Flucht und in bitterer Armut ohne Hilfe diese Krise nicht überleben. Besonders verheerend würde sich die Ausbreitung des Virus in den großen Flüchtlingslagern in Bangladesch, Kenia oder Griechenland auswirken, in denen es kaum möglich ist, einen Mindestabstand von 1,5 Metern einzuhalten.

Unermüdlich sind dort wie in vielen anderen Ländern Caritashelferinnen und -helfer damit beschäftigt, die Menschen über die Seuche aufzuklären und Präventionsmaßnahmen durchzuführen. „Nebher“ leisten sie die Grundversorgung für die Menschen in Not.

Atemschutzmasken und Schutzkleidungen sind zwar fast überall Mangelware, doch werden sie in einer Reihe von Caritas-Projekten inzwischen selbst produziert: etwa in Indien, in Hongkong oder in Serbien, wo in einigen Aufnahmezentren für Flüchtlinge Nähwerkstätten für Atemschutzmasken eingerichtet wurden und sich Geflüchtete gerne an der Produktion beteiligen.

Wo immer die Caritas Hilfsgüter ausgibt, geschieht dies in kleineren Gruppen. Dafür gibt es entsprechend mehr Verteilaktionen. „Der Arbeitsaufwand für uns erhöht sich“, sagt Jürgen Prieske, Mitarbeiter von Caritas international in Kenia. Doch für ihn und seine Kollegen sei es gerade der einzige Weg, die Aufgabe als humanitärer Helfer zu erfüllen. „Wir dürfen unsere Hilfen nicht wie bisher leisten und damit riskieren, zur Ausbreitung des Virus beizutragen“, erklärt er. Er und seine Mitarbeiter achten peinlich darauf,

bei Maßnahmen alle Standards der Hygiene einzuhalten.

An die ist man in einigen Ländern Westafrikas schon seit Jahren gewöhnt: Es macht sich jetzt bezahlt, was die Caritas in der Region und im Kongo gegen die Ebola-Epidemie an Hilfen und Bewusstseinsarbeit geleistet hat. Lehren aus der Ebola-Krise vergangener Jahre können nun angewendet werden. Dementsprechend stark betroffene Länder wie Liberia oder Sierra Leone sind so besser auf die Pandemie vorbereitet. Melvin Nyanti Gaye von der Caritas Liberia ist überzeugt, dass „die Erfahrungen, die wir mit Ebola gemacht haben, uns helfen, besser als andere Länder in der Coronakrise zurechtzukommen“.

Die Hände waschen

Ebola hat auch den Arbeitsalltag der Caritas-Organisationen völlig verändert – mit bis heute gravierenden Folgen. „Früher“, erklärt Peter Konteh, Geschäftsführer des Caritas-Büros in Freetown in Sierra Leone, „gingen bei uns Bedürftige und Mitglieder von Partnerorganisationen ein und aus. Heute bitten wir darum, alles, soweit nur möglich, am Telefon zu klären. Wer un-

ser Gebäude doch betreten möchte, muss sich vorher zweimal die Hände waschen.“

Papst Franziskus hat in einer Video-Botschaft kurz vor Ostern dazu aufgerufen, dass die Coronakrise „das Beste in uns zum Vorschein bringen“ sollte. Im Angesicht der Pandemie ist noch mehr Solidarität, noch mehr Caritas zum Wohle aller nötig.

„Wir können es uns nicht leisten“, warnt denn auch der Präsident des Deutschen Caritasverbands, Prälat Peter Neher, „derzeit nicht solidarisch zu sein. Grenzen kennt das Virus nicht. Solange es irgendwo auf der Welt grassiert und kein Impfstoff verfügbar ist, können die Versäumnisse in anderen Teilen der Welt auch uns immer wieder treffen.“ *Jennifer Reutter/Stefan Teplan*

Hinweis

Für die weltweite Hilfe im Kampf gegen das Coronavirus ruft Caritas international zu Spenden auf: Caritas international, Freiburg, Stichwort: „Corona-Hilfe“, IBAN: DE88 6602 0500 0202 0202 02, Bank für Sozialwirtschaft Karlsruhe, BIC: BFSWDE33KRL. Oder online spenden: www.caritas-international.de/spenden/online/formular?id=CRN2020Q1



▲ Was zuvor auf umständlichen Wegen vor Ort erledigt wurde, wird nun, soweit es geht, am Telefon geregelt. So wie hier bei der Caritas Armenien.

Kurz und wichtig



Leihmutterchaft

Gesundheitsminister Jens Spahn (CDU; Foto: KNA) hat die Forderung der FDP zurückgewiesen, in Deutschland die nichtkommerzielle Leihmutterchaft zuzulassen. Eine dazu notwendige Änderung des Embryonenschutzgesetzes sei nicht vorgesehen. Das Bundesgesundheitsministerium verwies auf die Begründung für das Gesetz von 1990. Durch das damals festgelegte Verbot habe der Gesetzgeber im Interesse des Kindeswohls die Eindeutigkeit der Mutterchaft gewährleisten wollen. Bei einer Leihmutterchaft seien hingegen die genetische und die austragende Mutter nicht identisch.

Moscheen schließen

Der Zentralrat der Muslime hat die Einhaltung der Kontaktbeschränkungen in Deutschland zugesagt. „Die Unversehrtheit der Menschen ist dabei nicht nur Bürgerpflicht, sondern steht im vollkommenen Einklang mit unseren Glaubensbestimmungen“, sagte der Vorsitzende Aiman Mazyek. Der Zentralrat stimme sich mit dem Krisenkabinett und dem Bundesinnenministerium ab, was erforderlich sei. Mazyek geht davon aus, dass die Moscheen auch im islamischen Fastenmonat Ramadan geschlossen bleiben. Dieser beginnt am 23. April.

„Himmelklar“

Ein neuer Podcast namens „Himmelklar – Fürchtet euch nicht!“ will alltagstaugliche und persönliche Impulse für den Umgang mit der Corona-Krise vermitteln. Täglich ab 18 Uhr ist eine neue Folge abrufbar, in der Menschen aus der katholischen Welt über ihren Umgang mit den aktuellen Herausforderungen berichten. Außerdem können alle 27 katholischen Bistümer das Projekt für ihre eigenen Angebote nutzen. Der Podcast, der zunächst bis zum 30. April täglich laufen soll, ist im Internet unter www.himmelklar.de abrufbar.

Online-Verfahren

Der Deutsche Richterbund fordert angesichts der Corona-Krise eine Ausweitung von Online-Gerichtsverfahren. Bund und Länder sollten die Corona-Krise zum Anlass für einen Digitalisierungsschub in der Justiz nehmen, sagte Richterbund-Geschäftsführer Sven Rebehn. Die gesetzlichen Regelungen für Videoübertragungen in Zivilprozessen führten bisher eher ein Nischendasein, auch weil in vielen Gerichtssälen die erforderliche Technik fehle. Ein flächendeckendes Ausweichen auf Online-Verhandlungen sei daher kurzfristig kaum umsetzbar, beklagte Rebehn.

VHS im Internet

Die Volkshochschulen (VHS) stellen wegen der Corona-Krise auf Angebote im Internet um. Mehrere Hundert Webinare, etwa zu Fremdsprachen, sowie Office-Anwendungen oder Bewegungs- und Entspannungstrainings seien unter www.volkshochschule.de verfügbar, erklärte der Deutsche Volkshochschul-Verband. „Wenn Menschen derzeit dazu angehalten sind, zu Hause zu bleiben, dann muss die Weiterbildung darunter nicht leiden“, sagte Direktor Ulrich Aengenvoort.



Ein Corona-Patient wird in einem Krankenhaus in der chinesischen Provinz Wuhan behandelt. Hier wurden die ersten Corona-Fälle bekannt.

Foto: imago images/xinhua

Ethisches Dilemma

Bischöfe sehen Triage als letztes Mittel an

Dramatische Entscheidungen über Leben und Tod von Covid-19-Patienten könnten auch bald in Deutschland anstehen, wenn die Zahl der Beatmungsplätze nicht ausreichen sollte – wie in Italien, Spanien oder Frankreich. Ärzte müssen dann auswählen, wer vorrangig behandelt wird.

Eine solche Entscheidung, wie man sie vor allem aus Kriegen und Katastrophen kennt, nennt sich Triage – vom französischen „trier“ (sortieren). Vor kurzem wurden im elsässischen Mulhouse (Mülhausen) etwa nur noch Patienten bis 75 Jahren beatmet, weil Geräte fehlten (*wir berichteten*). Die Triage ist ethisch hoch brisant und für das medizinische Personal äußerst belastend.

Sieben medizinische Fachgesellschaften haben sich deshalb inzwischen auf einen Katalog mit Handlungsempfehlungen geeinigt. Jetzt hat auch die Deutsche Bischofskonferenz eine „Argumentationsskizze“ veröffentlicht. Sie soll Orientierung für den dramatischen Fall geben, in dem das Grundprinzip der Gleichbehandlung aller Patienten nicht mehr durchzuhalten ist.

Für die Bischöfe ist die Triage nur als letztes Mittel und nur unter „strengen Rahmenseetzungen“ erlaubt. „Im Fall einer unüberbrückbaren Kluft von medizinischen Ressourcen und Behandlungsbedarf in Folge einer pandemischen Überlastung des Gesundheitssystems“ sei sie „im Sinn einer Ultima Ratio zulässig, gerechtfertigt und sogar geboten“. Zuvor müssten aber alle anderen Mittel ausgeschöpft sein. Hier stehe vor allem der Staat in der Pflicht.

Damit rechtfertigt das Schreiben indirekt die Corona-Einschränkun-

gen, die ja genau diese Überlastung des Gesundheitssystems vermeiden sollen. Ist dies nicht mehr möglich, darf die Triage nur „in streng limitiertem Rahmen nach den etablierten Regeln der ärztlichen Heilkunst, den Grundsätzen der Medizinethik und des ärztlichen Berufsethos durchgeführt werden“.

Wesentlich sind dabei die Auswahlkriterien. Für die Bischöfe gelten hier ebenso wie für den Deutschen Ethikrat „ausschließlich medizinische Aspekte“, besonders die Behandlungsbedürftigkeit und Therapiechancen, „die sorgfältig individuell abgewogen werden müssen“. Nachdrücklich lehnen die Bischöfe äußere Kriterien wie Alter oder Geschlecht, soziale Stellung, Bekanntheitsgrad, ökonomische Aspekte oder „Systemrelevanz“ ab.

Jedes Leben ist wertvoll

Anderenfalls sei einer utilitaristischen Beurteilung unter dem Aspekt des gesellschaftlichen Nutzens Tür und Tor geöffnet: „Das aber verbietet sich angesichts des Grundsatzes, dass jedes Leben gleich wertvoll ist und Menschenleben nicht gegeneinander abgewogen werden dürfen.“

Die Bischöfe betonen entsprechend die Notwendigkeit einer „auf die Person des Patienten bezogenen individuellen Entscheidung“. Sollte von diesem jedoch aus freier Entscheidung ein Behandlungsverzicht im Rahmen einer Patientenverfügung gewünscht sein, „ist dieser Willensbekundung Folge zu leisten“.

Christoph Scholz/red

Information

Die Erklärung im Wortlaut lesen Sie auf www.dbk.de.

Schutz vor Gefahr hat Vorrang

Verfassungsgericht: Gottesdienstverbote fortlaufend prüfen

KARLSRUHE (KNA) – Das Bundesverfassungsgericht hat einen Antrag auf sofortige Aufhebung des Verbots von Versammlungen in Kirchen, Moscheen und Synagogen abgelehnt.

Zugleich forderte es aber eine fortlaufende, strenge Überprüfung der Zulässigkeit der Verbote. Die Richter werteten die aktuellen Versammlungsverbote in Kirchen als

„überaus schwerwiegenden Eingriff in die Glaubensfreiheit“. In der aktuellen Corona-Pandemie habe der Schutz vor „Gefahren für Leib und Leben“ aber Vorrang.

Es müsse allerdings geprüft werden, ob das Gottesdienstverbot gegebenenfalls unter Auflagen oder regional begrenzt gelockert werden könne. Die Richter betonten, Gleiches gelte auch bei Einschränkungen für andere Religionsgemeinschaften.

NEUER ZDK-GENERALSEKRETÄR

„Aufbau von Vertrauen“

Marc Frings über die Entwicklung des Synodalen Wegs in Zeiten von Corona

Viel herausfordernder könnten die ersten Arbeitswochen im neuen Job kaum sein als bei Marc Frings. Kaum war der 39-Jährige als Generalsekretär beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) im Amt, brach die Corona-Pandemie aus.

„Meine für März und April geplante Vorstellungsrunde bei Verbänden und Ratssitzungen musste ich absagen“, sagt Frings am Telefon. Auch die für Mai geplante ZdK-Vollversammlung wurde inzwischen storniert. Immerhin sein Team hat Frings noch persönlich kennengelernt.

Nun sind die 28 Mitarbeiter des Generalsekretariats jeden Morgen über Video verbunden. „Das ist eine Art Caférunde und soll die Flurgespräche ersetzen, die das Arbeitsleben sonst so bereichern. Ich bin total begeistert, wie wir das hinbekommen“, erzählt der Politologe, der in Marburg und im französischen Lille studiert hat.

Schon Frings' Bewerbungsprozess fiel beim ZdK in sehr dynamische Zeiten. „Mit dem Synodalen Weg ist damals ein Riesenprojekt zusätzlich auf das ZdK zugekommen“, erzählt der Vater von zwei Töchtern. Frings ist mit einer Romanistin verheiratet. Die Familie lebt seit kurzem in Berlin.

In ihrer Wohnung im Bezirk Schöneberg arbeitet das Paar nicht nur im Homeoffice, sondern unterrichtet seine beiden Töchter, weil die Schulen geschlossen sind, jetzt selbst. Im Hintergrund hört man Kinderlachen. Ein Mädchen hat gerade Papas Smartphone belegt und hört darauf ein Hörspiel.

„Ein Erweckungsmoment“

Aufgewachsen ist Frings im „katholischen Rheinland“, hat aber, wie er sagt, nie die christlichen Jugendverbände durchlaufen. Am Ende seiner Studienzeit bekam er über das katholische Cusanuswerk die Chance, für zwei Semester nach Frankreich zu gehen: „Das war ein Erweckungsmoment.“

Anders als hierzulande genießen Politologen in Frankreich „ein großes gesellschaftliches Renommee“. Auch modisch hat die Zeit in Frankreich bei Frings offenbar Spuren hinterlassen. Zum perfekt sitzenden Anzug trägt der Mann mit dem leicht verwegenen wirkenden Vollbart gerne bunte Socken.



◀ Marc Frings ist vor seinem Amtsantritt als neuer Generalsekretär des ZdK schon viel herumgekommen. Studiert hat er in Marburg und Lille, seinen Zivildienst absolvierte er in Syrien. Außerdem leitete Frings bereits das palästinensische Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung in Ramallah.

Foto: KNA

Seinen Zivildienst absolvierte Frings unter anderem in Syrien. Den Auslandseinsatz hatte ihm das Bistum Trier vermittelt. Den Nahen Osten bezeichnet der gelernte Friedens- und Konfliktforscher gerne als erste große Liebe. Und so sprang Frings sofort in die Bresche, als die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) 2015 einen Leiter für ihr Büro im palästinensischen Ramallah suchte.

Auf die Frage, ob er ein Faible für arabische Autonomiebewegungen habe, antwortet Frings lachend: „Meine Freunde würden vielleicht sagen: ja.“ Er aber sieht es differenzierter. „Ich habe während meiner Zeit in Israel und Palästina viele beeindruckende Menschen kennengelernt.“ Auf jeden Fall passt Frings in kein klassisches Rechts-Links-Schema. Seit Mai 1999 ist er bereits CDU-Mitglied.

Im Gespräch strahlt Frings – trotz Kontaktsperre und Corona – eine Ruhe und Zuversicht aus, die man von Menschen kennt, die sich im Ausland schon unter schwierigen Bedingungen zurechtgefunden haben. Vor seiner Zeit in Ramallah hatte Frings für die KAS in Indonesien und in Ost-Timor gearbeitet. Doch irgendwann wuchs bei seiner Frau und ihm der Wunsch, in die Heimat zurückzukehren.

Der Politikwissenschaftler hatte zunächst die Idee, sich ehrenamt-

lich in der Flüchtlingshilfe „für den gesellschaftlichen Zusammenhalt, gegen die Polarisierung“ zu engagieren. Aus seiner Zeit in Nahost weiß er nur zu gut, wie schwierig es ist, eine einmal festgefahrene Entfremdung zwischen unterschiedlichen Kulturen wieder zu verringern.

Eine wichtige Stimme

„Dann bot sich auf einmal die Chance, zum ZdK zu gehen.“ Man hört Frings an, wieviel Freude es ihm bereitet, nun eine wichtige Stimme für die 23 Millionen Katholiken in Deutschland zu sein. „Ich staune fast jeden Tag, wie groß die Vielfalt ist und wieviele Experten und Expertisen es in diesem Spitzenverband gibt.“ Der Beschluss des ZdK, demnächst von Bonn nach Berlin zu ziehen, fiel schon vor Frings' Zeit. Doch ohne den hätte er sich nicht beworben.

Frings möchte „gute Leute in gute Positionen bringen“, sodass die Kirche, nachdem sie im Zuge des Missbrauchsskandals lange um sich selbst gekreist sei, wieder als wichtiger Akteur in gesellschaftspolitischen Debatten wahrgenommen wird. Das Knüpfen von Netzwerken war schon bei der KAS Teil seines Jobs.

Heilfroh ist der Wahlberliner darüber, dass in diesem Jahr kein Deutscher Katholikentag ansteht:

„Der Ausfall wäre für unsere Mitarbeiter eine riesige Enttäuschung geworden.“ Bei der Vorbereitung des Ökumenischen Kirchentags 2021, der jetzt in die heiße Phase geht, „versuchen wir, möglichst viel in Videokonferenzen rüberzuretten“.

Probleme sieht Frings bei der fristgerechten Fortsetzung des Synodalen Wegs. Gerade in den Foren über Gewaltenteilung in der Kirche oder die Rolle der Frauen sei „ein persönliches Miteinander unerlässlich, weil es da um den Aufbau von Vertrauen geht“. An der für September geplanten zweiten Synodalversammlung will aber noch niemand rütteln.

Auf die Frage nach dem zukünftigen Gesicht der Kirche hat Frings klare Vorstellungen. „Wir müssen jünger, agiler, dynamischer und vor allem weiblicher werden.“ Partizipation dürfe nicht nur ein Lippenbekenntnis sein. „Es geht nicht, dass so viele Frauen im Ehrenamt tolle Arbeit leisten – und am Ende entscheidet der Priester alles.“

Derartige hierarchische Strukturen lehnt Frings ab und erinnert daran, dass in den kommenden Jahren bis zu 7000 Priester in den Ruhestand gehen werden. Schon allein deswegen sei „radikales Umdenken“ unerlässlich. „Wir brauchen eine Kirche, für die man sich nicht schämt.“ Dazu will Frings tatkräftig beitragen. *Andreas Kaiser*



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat April

... dass jene,
die unter
Sucht-
erkrankungen
leiden,
Hilfe
und
Beistand
bekommen.



NACH AMAZONAS-SYNODE

Studienkommission zu Frauendiakonat

ROM (KNA) – Papst Franziskus will die Frage des Frauendiakonats neu untersuchen lassen. Wie der Vatikan in der vorigen Woche mitteilte, hat er deshalb eine Studienkommission unter Leitung von Kardinal Giuseppe Petrocchi (71) eingerichtet. Zu den zehn Mitgliedern des Gremiums gehören den Angaben zufolge die im schweizerischen Fribourg lehrende Theologin Barbara Hallensleben (63) und der in Lugano tätige Priester und Dogmatiker Manfred Hauke (63). Fünf der Kommissionsmitglieder sind Frauen und in der theologischen Wissenschaft tätig.

Die Einrichtung des Ausschusses erfolgte laut der Mitteilung nach einem Gespräch des Papstes mit dem Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal Luis Ladaria Ferrer. Bereits 2016 hatte Franziskus eine Kommission eingesetzt, um frühchristliche Aufgaben oder Ämter weiblicher Diakone zu untersuchen. Im Mai 2019 erklärte der Papst, die Arbeiten hätten wie schon zuvor Studien der Internationalen Theologienkommission zu keinem einheitlichen Ergebnis geführt. Im Oktober 2019 wurde das Thema dann wieder bei der Amazonas-Synode im Vatikan laut.

Kardinal Pell freigesprochen

Oberstes Gericht hebt Verurteilung auf – Weitere Prozesse wahrscheinlich

BRISBANE – Nach 400 Tagen im Gefängnis ist der frühere Finanzminister des Vatikan wieder ein freier Mann. Australiens Oberstes Gericht hob das Urteil gegen Kardinal George Pell zu mehrjähriger Haft aus formalen Gründen auf. Doch dem 78-Jährigen droht neues Ungemach.

Überraschend ist Pell in der vorigen Woche vom Vorwurf des sexuellen Missbrauchs freigesprochen worden. Australiens Oberstes Gericht hob seine Verurteilung mit der Begründung auf, die Jury hätte aufgrund der Beweislage Zweifel an seiner Schuld haben müssen. Die Entscheidung des High Court wurde von Australiens Öffentlichkeit kontrovers aufgenommen.

Gleich nach der Urteilsverkündung wurde der 78-Jährige aus dem Gefängnis entlassen und in ein Kloster in Melbourne gebracht. Zuvor hatte der ehemalige Präfekt des Wirtschaftssekretariats des Vatikan per E-Mail erklärt, er habe stets seine Unschuld betont. Der Gerechtigkeit sei nun Genüge getan und er hege „keinen Groll“ gegen den Kläger.

Die Reaktion der Australischen Bischofskonferenz fiel diplomatisch aus. „Das heutige Ergebnis wird von vielen begrüßt, insbesondere von jenen, die während des gesamten langwierigen Verfahrens an die Unschuld des Kardinals geglaubt haben“, sagte der Vorsitzende, Erzbischof Mark Coleridge, in einer Presseerklärung. „Wir wissen aber auch, dass die Entscheidung des High Court für andere niederschmetternd ist.“

„Prozess gegen Kultur“

Der Nachfolger von Pell als Erzbischof von Sydney, Anthony Fisher, bezog deutlicher Stellung. „Das war nicht nur ein Prozess gegen Kardinal Pell, sondern auch gegen unser Rechtssystem und unsere Kultur“, erklärte er. Viele Juristen nahmen das Urteil allerdings mit Verwunderung auf. Bislang hatte der High Court nur selten den Schuldspruch von Geschworenen in Missbrauchsprozessen aufgehoben.

In einer ersten fachlichen Analyse schrieb Ben Mathews, Jura-Professor an der Technischen Universität von Queensland: „In dieser Beru-

fung ging es nicht darum, ob Pell die Straftaten begangen hat. Es ging darum, ob die Mehrheit der (drei) Richter des Berufungsgerichts in Melbourne bei der Zurückweisung von Pells Berufung einen Fehler hinsichtlich der Art der korrekten Rechtsgrundsätze oder ihrer Anwendung gemacht haben.“

Weiter erklärte der Jurist in seinem Artikel unter dem Titel „Wie Pell heute durch eine juristische Formalität gewonnen hat“: „Das Oberste Gericht hat den Behauptungen über eine mangelnde Gelegenheit zur Tat einen höheren technischen Rechtsstatus verliehen.“ Dieser Rechtsstatus habe schwerer gewogen als der Glaube der Jury an die Aussage des Klägers, erläuterte Mathews, der als Kenner des „Falls Pell“ gilt.

Keine Beweise

Ähnlich beurteilt der angesehene Jurist Andrew Dyer das jüngste Urteil: „So überzeugend die Aussage des ehemaligen Chorknaben auch war, sie wurde nach Ansicht des High Court nicht durch Beweise gestützt.“

Der gesundheitlich angeschlagene Pell konnte sich in der Karwoche und am Osterfest von seiner Haft erholen. Auf absehbare Zeit könnte ihm jedoch weiterer Ärger drohen. In Melbourne sind gegen den Kardinal weitere zivilrechtliche Klagen wegen des ihm vorgeworfenen Missbrauchs Jugendlicher anhängig. Während bei Strafrechtsverfahren die Schuld zweifelsfrei bewiesen werden muss, reicht bei Zivilrechtsverfahren für eine Verurteilung die Plausibilität.

Zudem sind strafrechtliche Verfahren gegen Pell wegen des Verdachts der Behinderung der Justiz bei seinen Aussagen vor dem staatlichen Missbrauchsausschuss wahrscheinlich. Hinweise darauf könnten sich in den zwei Bänden des Abschlussberichts der Kommission finden, die nach dem nun abgeschlossenen Verfahren freigegeben werden.



▲ „Ich habe stets meine Unschuld betont.“ Kardinal George Pell verlässt am 7. April im Auto das Gefängnis. Foto: imago images/AAP

Michael Lenz

DIE WELT



OSTERN IM VATIKAN

Für „Ansteckung der Hoffnung“

Wegen Hygienemaßnahmen wurde bei Papst-Liturgien auf viele Riten verzichtet

ROM – Das diesjährige Osterfest wird in Rom noch lange in Erinnerung bleiben: ein Papst, der den traditionellen Urbi-et-Orbi-Segen im menschenleeren Petersdom spendet, eine Messe am Gründonnerstag ohne den Ritus der Fußwaschung und ein am höchsten kirchlichen Feiertag schmuckloser Petersplatz. Wegen der Corona-Krise war in diesem Jahr alles anders. An ermutigenden Worten von Papst Franziskus – gerade in dieser Zeit – fehlte es hingegen nicht.

Kreuz und Ikone begleiteten die Feierlichkeiten der Kar- und Ostertage im Vatikan: Mehrere Male an diesen Tagen betete der Papst vor dem römischen Pestkreuz, einem Kruzifix, dem die Römer die Rettung vor der Seuche im Jahr 1522 zuschreiben. Seit dem 27. März, dem Tag des außerordentlichen Urbi-et-Orbi-Segens, war das Kreuz ein wesentliches Element der päpstlichen Liturgien in und vor der Petersbasilika. Ebenso wie die Ikone der Maria Salus Populi Romani, die vom heiligen Evangelisten Lukas persönlich gemalt worden sein soll und seit dem 15. Jahrhundert als wundertätig gilt.

Hoffnung statt Angst, Solidarität statt Egoismus: Dazu rief Franziskus in seiner Osterbotschaft am Sonntagmittag auf. Er erneuerte seinen Appell zu einem weltweiten Waffenstillstand und schlug angesichts der Pandemie die Aufhebung von internationalen Sanktionen und einen Schuldenerlass für arme Länder vor. Inmitten der Virus-Krise sprach der Papst von einer „Ansteckung“ mit der christlichen Hoffnung.

„Tutto andrà bene“ – auf Deutsch „Alles wird gut“: Diese Worte kleben im Corona-geplagten Italien auf großen Zetteln an vielen Fenstern oder hängen, auf Bettlaken geschrie-



▲ Franziskus mit Osterkerze bei der Feier der Osternacht im Petersdom. Foto: KNA

ben, von Balkonen herab. Dieses Wort der Zuversicht griff am Samstagabend auch Franziskus während der Feier der Osternacht auf. Die Hoffnung Jesu lege „die Gewissheit ins Herz, dass Gott alles zum Guten zu wenden vermag, da er sogar aus dem Grab das Leben hervorgehen lässt“. Er fügte hinzu: „Die Dunkelheit und der Tod haben nicht das letzte Wort.“ Jesus sei „mit uns selbst im Dunkel unserer Nächte“.

Papst entzündet ein Licht

Während der Feierlichkeiten achteten Schweizergardisten darauf, dass niemand dem Papst zu nahe kam. Auch verschiedene Riten entfielen wegen der verordneten Hygienemaßnahmen: so etwa in der Ostervigil das Weiterreichen des Osterlichts. Allein der Heilige Vater als Zelebrant entzündete an der Flamme der Osterkerze ein Licht.

Verzichtet wurde in dem Gottesdienst auch auf die Besprengung

mit Weihwasser und auf die Taufe von erwachsenen Gläubigen – ein Brauch, der sich in den letzten Jahren entwickelt hatte. Außer Mitwirkenden mit liturgischen Aufgaben wohnten der Feier nur wenige Vatikan-Angestellte direkt bei – jeder in einer eigenen Bank. Unter ihnen war an diesen Tagen – jeweils in der ersten Reihe vor dem Altar – Kardinal Angelo Comastri, der Erzpriester des Petersdoms, der die Liturgien still mitfeierte.

Auch in der Päpstlichen Residenz Santa Marta, in der Franziskus wohnt, entfielen gewohnte Abläufe. Seit Wochen werden die Mahlzeiten dort zu unterschiedlichen Zeiten und gruppenweise eingenommen. Im Gegensatz zu den Feierlichkeiten im letzten Jahr gab es in der Kantine des Gästehauses kein gemeinsames Ostermahl. Zum Mittagessen am Ostersonntag hatte der Papst bisher gerne Gäste eingeladen, oft Obdachlose. Darauf musste Franziskus diesmal „schweren Herzens“, wie ein en-

ger Mitarbeiter erklärte, verzichten.

Zum ungewohnten Rahmen dieses Osterfests im Vatikan gehörte, dass alle liturgischen Feiern, wie auch schon in der Karwoche, in der Petersbasilika stattfanden – und nicht auf dem normalerweise von tausenden Gläubigen bevölkerten Petersplatz. Auch der seit rund 35 Jahren aus den Niederlanden gelieferte Blumenschmuck fehlte vollständig. Im vergangenen Jahr hatte dieser aus 55000 Osterglocken, Tulpen, Hyazinthen und weiteren Blumen bestanden. Anfang März hatte die niederländische Botschafterin am Heiligen Stuhl die Absage mitgeteilt – mit der Bemerkung, sie hoffe auf eine „wunderschöne Blumendekoration im nächsten Jahr“.

Gefängnismitarbeiter

Die Kreuzwegandacht am Abend des Karfreitag wurde auf dem Petersplatz abgehalten und nicht, wie gewohnt, am Kolosseum. Mitarbeiter eines Gefängnisses in Padua und des vatikanischen Gesundheitsamtes schritten die Stationen des Leidens Jesu ab, Fackelschalen markierten den Weg auf dem verlassenen Platz. Der Papst verzichtete auf seine sonst übliche Ansprache zum Schluss.

Von Hoffnung sprachen aber die eindringlichen Meditationen, die in diesem Jahr aus der Haftanstalt „Due Palazzi“ in Padua und deren Umfeld kamen: „Im Gefängnis besteht die wahre Verzweiflung in dem Gefühl, dass nichts mehr in deinem Leben Sinn hat. Es stimmt, dass ich innerlich zerbrochen bin. Aber das Schöne ist, dass all diese Bruchstücke wieder zusammengesetzt werden können. Das ist nicht einfach, es ist jedoch das Einzige, was hier drinnen noch von Bedeutung ist.“ Diese Worte schrieb ein Häftling zur neunten Station: Jesus fällt zum dritten Mal unter dem Kreuz.

Mario Galgano

Aus meiner Sicht ...



Bernd Posselt ist seit Jahrzehnten in der Europapolitik tätig und Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe.

Bernd Posselt

Papsttum als Stütze für Millionen

Als Papst Leo III. vor 1220 Jahren Karl den Großen, der bereits zu Lebzeiten „Vater Europas“ genannt wurde, zum Kaiser krönte, machte er dadurch deutlich, welche Rolle der Nachfolger Petri für den universalen, von den Römern ererbten Reichsgedanken und damit nicht zuletzt für unseren Erdteil spielen sollte. Trotz der mittelalterlichen Konflikte zwischen Kaiser und Papst, der beiden großen Glaubensspaltungen oder tiefgreifender Umbrüche wie der Französischen Revolution hat der Pontifex maximus bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine integrierende Funktion für uns Europäer ausgeübt.

Nach dem politischen Ende Napoleons war es der Savoyarde Joseph de Maistre, katholi-

scher Reaktionär und Freimaurer zugleich, der die Vision eines geeinten Europas unter der Oberautorität des Papsttums entwickelte – und dies in einem Zeitalter, in dem nationalistische und kirchenkritische Meinungen immer weiter um sich griffen. De Maistres Traditionalismus wurde damals heftig abgelehnt, nicht aber unbedingt seine Vorstellung eines obersten Schiedsrichters in Rom.

Als mein Bruder und ich im Heiligen Jahr 1975 erstmalig die Ewige Stadt besuchten, galten die Audienzen auf dem Petersplatz noch als liebenswürdige italienische Folklore. Johannes Paul II. verhalf dem Stuhl Petri wieder zu einer Ausstrahlungskraft, die ihn zu einem europäischen und weltweiten

Faktor machte, mit dem kurzen Aufleuchten des Luciani-Papstes davor und mit der tiefen Geistigkeit Benedikts XVI. danach.

2017, in einer schweren Krise der EU, war es fast selbstverständlich, dass sich deren höchste Würdenträger mit dem Papst in der Sixtinischen Kapelle versammelten, um Orientierung zu finden. Schon Jahre zuvor hatte der damalige Ökumene-Beauftragte der Evangelischen Kirche Deutschlands, der bayerische Landesbischof Johannes Friedrich, dem Papst ein Ehrenprimat für die ganze Christenheit zugesprochen. Daran musste ich denken, als jetzt Franziskus mit seinem einsamen „Urbi et Orbi“ auf dem Petersplatz Millionen von Herzen der ganzen Menschheit berührte.



Veit Neumann, früherer Nachrichtenredakteur unserer Zeitung, wirkt heute als Professor für Pastoraltheologie in St. Pölten.

Veit Neumann

Virologen sind keine Heilsbringer

Angst ist ganz natürlich. Wir konzentrieren uns durch sie auf die Dinge, die unser Weiterleben gefährden. Ziel dieser Fokussierung ist es, das Leben sicherzustellen. Parallel dazu nimmt die Aufmerksamkeit gegenüber Dingen und Personen zu, denen die Kompetenz zugeschrieben wird, Gefahren zu bändigen. Die Beachtung, die Virologen in der Corona-Krise erfahren, ist damit zu erklären.

Auch wenn betont wird, dass sie lediglich eine beratende Funktion gegenüber den Entscheidern in Staat und Politik haben: Massive Probleme von Politikern in der Vergangenheit, der Komplexität von Wirtschaft, Gesellschaft sowie der Welt überhaupt Herr zu werden, verstärken den Hang, in den

Virologen die eigentlichen Problemlöser zu sehen. Alte, typische Vorstellungen von Medizinmännern, ja Priestern, die einen tieferen, dunkleren, geheimnisvolleren, aber umso wirkmächtigeren Zugang zur Lösung katastrophaler Verhältnisse haben, kommen derzeit wieder auf. Das geschieht trotz des allgemeinen gesellschaftlichen Bewusstseins, dass wir in „aufgeklärten Zuständen“ leben. Möglicherweise geschieht dies auch gerade wegen dieses zu dick aufgetragenen Bewusstseins.

Wir profitieren davon, dass Naturwissenschaften und Medizin bisher zumeist hervorragende Mittel gegen katastrophale Lebensbedingungen und körperliches Leiden gefunden haben. Trotzdem sollte man nicht

vergessen, dass sie sich auf ein Welt- und Wissenschaftsbild stützen, das nur dann angemessen ist, wenn es seine innere Beschränktheit anerkennt. Es gibt parallel dazu auch die existenziellen Sichten auf unser Dasein, die den Wert von Glaubenswissen, Weisheit, Lebenskunst, Intuition und Erfahrung hervorheben.

Virologen betonen in der Corona-Krise, dass sie der Wissenschaft verpflichtet sind. Das ist ein Ausweis der Vernunft, die übrigens auch in den existenziellen Sichten wertvoll ist. Überhaupt können wir der Krise am besten mit der Vernunft begegnen. Dass diese nicht zum Allheilmittel erhoben wird, dafür steht das Gebet.



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Hoffnung für die Welt

Selten lagen nach der Osterzeit so viele dunkle Wolken über der Welt: Die Corona-Pandemie hält die Menschen auf allen Kontinenten in Atem. Unaufhörlich steigt die Zahl der Toten, auch die der Arbeitslosen und der Nöte der Menschen, die unter weitgehenden Ausgehverboten leiden.

Gleichzeitig sind über 70 Millionen Menschen auf der Flucht. Sie sind weithin aus den Schlagzeilen verschwunden. Gleiches gilt für die Millionen Menschen, die unter Hunger und Perspektivlosigkeit leiden. Ganz abgesehen von den vielen Menschen, die unheilbar erkrankt sind und die sich nun – noch öfter als sonst – mit Wartelisten vertrösten lassen müssen.

Zugleich gibt es Nutznießer der Krise. Damit sind aber nicht die unverantwortlichen Geschäftemacher gemeint, die mit lebenswichtigen medizinischen Ausrüstungen Gewinne einfahren. Positiv sind es die ungezählten gesunden Menschen, die sich um die kranken Mitmenschen kümmern. Auch das Klima, das sich unter dem weitgehenden Stillstand der Wirtschaft plötzlich erholt. Aus Australien, wo Buschbrände ein Gebiet von der Größe Österreichs vernichtet haben, werden die ersten Fotos von wieder ergrünten Bäumen veröffentlicht. Die Welt ist keineswegs verloren. Aber sie wird nach der Corona-Pandemie eine andere sein – hoffentlich eine verantwortlichere.

Ostern hat uns trotz der vielen notwendigen persönlichen Einschränkungen Mut gemacht: Die Auferstehung Jesu ist die größte Hoffnung für die Welt, die es je gegeben hat. Wir sind aufgefordert, diese Hoffnung weiterzutragen und sie in wirkungsvolle Zeichen umzusetzen. Dazu gehört nicht zuletzt, dass die guten Vorsätze und Maßnahmen nach dem Ende der Corona-Pandemie nicht wieder vergessen werden. Auch die anderen großen Herausforderungen wie Krieg und Flucht, Klima und Hunger, Unterdrückung und Ausbeutung müssen endlich mit Nachdruck angegangen werden! Denn Jesus Christus ist an Ostern für uns alle, für die ganze Welt von den Toten auferstanden.

LESERGEWINNSPIEL

„Ein schönes Ostergeschenk“

Hauptpreise nach Reichenbach und Krumbach – „Wunderheilungen“ führten ans Ziel



◀ Werbeleiterin Cornelia Harreiß-Kraft (links) und Kundenbetreuerin Cornelia Mika zogen aus einem Berg von Einsendungen die Gewinner. Foto: Zoepf

burg; Andrés Metzker, 56068 Koblenz und Rosmarie Richter, 87534 Oberstaufen.

Weiter haben gewonnen: Fabian Ritter, 89257 Illertissen; Philomena Rösch, 94234 Viechtach; Hannelore Sailer, 82272 Dünzelbach; Bernadette Schart-Kurz, 92431 Neunburg vorm Wald; Anna Schertenleib, 95173 Schönwald; Annermarie Schmid, 86899 Landsberg/Lech; Hildegard Schmid, 82278 Hörbach; Richard Schmid, 89297 Roggenburg; Maria Scholl, 93098 Wolfskofen/Mintraching; Ursula Sponagl, 86179 Augsburg; Gabriele Stemplinger, 82266 Inning; Anna Strobl, 87769 Oberrieden; Maria Wachinger, 86551 Aichach-Ecknach und Anneliese Westermann, 76199 Karlsruhe.

AUGSBURG (jm) – „Ich kann's gar nicht fassen“, freut sich Maria Frey. „Das kommt jetzt wirklich überraschend und ist ein schönes Ostergeschenk!“ Rechtzeitig vor dem Fest hat die langjährige Mitarbeiterin des Pfarrbüros von Maria Hilf/Krumbach vorige Woche einen Anruf erhalten: An sie geht einer der beiden Hauptpreise des Lesergewinnspiels. Der zweite Hauptpreis wandert nach Reichenbach in die Oberpfalz.

Mit Frau Frey freuen sich ihr Mann Andreas und die beiden Töchter, die als Organistin und promovierte Pastoraltheologin nicht weit vom Stamm der kirchlich engagierten Eltern fielen, über 500 Euro. Maria Frey hatte dank ihrer Prägung durch Christentum und Glauben auch keine besonderen Probleme, die Lösungen beim Gewinnspiel unserer Zeitung zu finden. „Wenn man ein bisschen Bescheid weiß, waren die Antworten nicht schwierig“, sagt sie. Am Ende musste das Lösungswort „Wunderheilungen“ stehen.

Werbeleiterin Cornelia Harreiß-Kraft und Kundenbetreuerin Cornelia Mika als Glücksfeen zogen aus dem Berg von fast 1200 Lösungen zum Thema „Wunder im Alten und im Neuen Testament“ die Gewinner der Haupt- und der Trostpreise. 500 Euro erhält auch Klaus

Niebauer aus 93189 Reichenbach. Auch er ist schon seit vielen Jahren in Kirche und Pfarrei engagiert und war früher Wäschereileiter in der örtlichen Pflegeanstalt der Barmherzigen Brüder von Kloster Reichenbach. Der glückliche Gewinner, seit langem Leser unserer Zeitung, will einen Teil vom Preisgeld für die Kirchengenanterung spenden.

Leider macht Corona mal wieder einen Strich durch die Rechnung: Wegen der Pandemie werden die Hauptpreise zugesandt, nicht überreicht. Vielleicht klappt es aber von zuhause aus mit einem Foto der sympathischen Gewinner für eine spätere Ausgabe.

Außerdem wurde 30-mal das Fürbittenbuch „Vom Vertrauen beim Beten“ von Theresia Zettler verlost. Und zwar an: Wilhelm Bauer, 95695 Mähring/Laub; Josef Dirr, Weissenhorn-Attenhofen; Sr. Mathilde Fischer, 82395 Obersöcherling; Josef Freudenmann, 72829 Engstingen; Regina Graßl, 93491 Stamsried; Cäcilia Hahn, 86757 Wallerstein/Birkhausen; Ernst Heil, 95233 Helmbrechts; Johann Heindl, 84094 Elsendorf; Elfriede Hoffmann, 86179 Augsburg; Franz Karch, 77815 Bühl; Christine Krepold; 86343 Königsbrunn; Maria Maier, 86637 Reatshofen; Maria Mayr, 86676 Hollenbach; Anne-Sophie Mehler, 93051 Regens-

Das aktuelle katholische Nachrichten-Magazin
aus dem Bistum Augsburg

katholisch1.tv

Vom Petersdom bis zur Dorfkirche
Wir zeigen Reportagen vom Land und aus der Stadt,
Interviews mit kirchlichen Würdenträgern und Berichte
von den Brennpunkten des weltkirchlichen Geschehens.
Weltkirche und lokales Geschehen zugleich –
urbi et orbi.

Sie finden unsere Beiträge im Internet unter:
www.katholisch1.tv

Frohe Botschaft

Zweiter Sonntag der Osterzeit – Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit – Weißer Sonntag

Lesejahr A

Erste Lesung

Apg 2,42–47

Die Gläubigen hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten.

Alle wurden von Furcht ergriffen; und durch die Apostel geschahen viele Wunder und Zeichen. Und alle, die glaubten, waren an demselben Ort und hatten alles gemeinsam. Sie verkauften Hab und Gut und teilten davon allen zu, jedem so viel, wie er nötig hatte.

Tag für Tag verharrten sie einmütig im Tempel, brachen in ihren Häusern das Brot und hielten miteinander Mahl in Freude und Lauterkeit des Herzens. Sie lobten Gott und fanden Gunst beim ganzen Volk. Und der Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten.

Zweite Lesung

1 Petr 1,3–9

Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus: Er hat uns in seinem großen Erbarmen neu gezeugt zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten, zu einem unzerstörbaren, makellosen und unvergänglichen Erbe, das im Himmel für euch aufbewahrt ist.

Gottes Kraft behütet euch durch den Glauben, damit ihr die Rettung erlangt, die am Ende der Zeit offenbart werden soll. Deshalb seid ihr voll Freude, wenn es für kurze Zeit jetzt sein muss, dass ihr durch mancherlei Prüfungen betrübt werdet. Dadurch soll sich eure Standfestigkeit im Glauben, die kostbarer ist als Gold, das im Feuer geprüft wurde und doch vergänglich ist, herausstellen – zu Lob, Herrlichkeit und Ehre bei der Offenbarung Jesu Christi.

Ihn habt ihr nicht gesehen und dennoch liebt ihr ihn; ihr seht ihn auch jetzt nicht; aber ihr glaubt an ihn und jubelt in unaussprechlicher und von Herrlichkeit erfüllter Freude, da ihr das Ziel eures Glaubens empfangen werdet: eure Rettung.

Evangelium

Joh 20,19–31

Am Abend dieses ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden bei verschlossenen Türen beisammen waren, kam Jesus, trat in ihre Mitte und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch!

Nach diesen Worten zeigte er ihnen seine Hände und seine Seite. Da freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen.

Jesus sagte noch einmal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sagte zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! Denen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; denen ihr sie behaltet, sind sie behalten.

Thomas, der Dídymus genannt wurde, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Die anderen Jünger sagten zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen.

Er entgegnete ihnen: Wenn ich nicht das Mal der Nägel an seinen Händen sehe und wenn ich meinen Finger nicht in das Mal der Nägel und meine Hand nicht in seine Seite lege, glaube ich nicht.

Acht Tage darauf waren seine Jünger wieder drinnen versammelt und Thomas war dabei.

Da kam Jesus bei verschlossenen Türen, trat in ihre Mitte und sagte: Friede sei mit euch!

Dann sagte er zu Thomas: Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

Thomas antwortete und sagte zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Jesus sagte zu ihm: Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Noch viele andere Zeichen hat Jesus vor den Augen seiner Jünger getan, die in diesem Buch nicht aufgeschrieben sind. Diese aber sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben Leben habt in seinem Namen.

„Der ungläubige Thomas“, 1823 gemalt vom belgischen Künstler François-Joseph Navez, Museum of Fine Arts, Houston.

Foto: gem

Gedanken zum Sonntag

„Hier sind meine Hände!“

Zum Evangelium – von Dekan Robert Neuner



Seit einigen Wochen ist Abstandhalten angesagt, um Infektionsketten zu unterbrechen und sich und andere vor einer Ansteckung mit dem gefährlichen Coronavirus zu schützen. Mir fällt es schwer, auf Distanz zu bleiben, weil ich sonst gerne die Freude froher Momente oder auch die Anteilnahme in schweren Stunden mit einem Händedruck oder einer Umarmung unterstreiche.

Im Evangelium des zweiten österlichen Festsonntags fordert der auferstandene Christus seinen Freund Thomas auf, nicht nur ganz nahe herzukommen und ihn zu berühren,

sondern seinen Finger in die Wunden an seinen Händen, seine Hand in die geöffnete Seite zu legen.

Jesus blieb nie auf Abstand: Kranke berührte er, Kindern legte er die Hände auf, Tote richtete er auf und Sünder schloss er in seine Arme. Und jetzt soll Thomas da hinlang, wo Jesus verwundet ist, um zu erkennen und glauben zu können, dass Jesus diese todbringenden Wunden, die ihm am Kreuz von Golgota beigebracht wurden, überwunden hat und lebt. Dieser „Anschauungsunterricht“ im Abendmahlssaal von Jerusalem gehört zur Glaubensschule, in die Jesus seine Jünger nimmt, damit sie auch wirklich glaubwürdige Zeugen für seine Auferstehung sein können und die Menschen zum Glauben, zur Hoffnung und zur Liebe bewegen.

Ob uns der Auferstandene mit den Erfahrungen dieser Wochen auch in besondere Unterrichtsstunden der Glaubensschule nehmen will? Dass wir uns zurücknehmen und einschränken müssen, ist auszuhalten. Dass die Kar- und Ostertage ohne Gemeinde zu feiern sind – nicht vorstellbar. Dass viele Erstkommunionkinder heute noch nicht die Hände nach Jesus in der Eucharistie ausstrecken dürfen, ist schmerzlich.

Dass die Menschen in Alten- und Pflegeheimen oder auch in den Kliniken seit Wochen keinen Besuch ihrer Angehörigen empfangen dürfen, ist hart. Dass pflegendes Personal nicht nur an die Grenzen der Belastbarkeit kommt, sondern über die Maßen gefordert ist, macht die Extremsituation dieser Wochen beson-

ders deutlich. Dass bereits Tausende Menschenleben zu beklagen sind, ist erschreckend. Eine harte Schule!

Aber der Lehrer dieser Schule, der auferstandene Christus, bietet uns, wie seinerzeit dem Thomas, seine Hände und sein Herz an, um seiner Liebe auf die Spur zu kommen: „Streck deinen Finger hierher aus und sieh meine Hände! Streck deine Hand aus und leg sie in meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“

Das ist das erklärte Ziel nicht nur jener Unterrichtsstunde im Abendmahlssaal, nicht nur in diesen kritischen Zeiten, sondern für das ganze Leben eines Freundes Jesu: an ihn zu glauben und das Leben zu haben in seinem Namen. Nichts weniger bietet er uns an – mit offenen Händen und aus ganzem Herzen.



Gebet der Woche

Barmherziger Gott,
durch die jährliche Osterfeier
erneuerst du den Glauben deines Volkes.
Lass uns immer tiefer erkennen,
wie heilig das Bad der Taufe ist,
das uns gereinigt hat,
wie mächtig dein Geist,
aus dem wir wiedergeboren sind,
und wie kostbar das Blut,
durch das wir erkaufte sind.
Darum bitten wir durch Jesus Christus.

Tagesgebet zum zweiten Sonntag der Osterzeit

Glaube im Alltag

von Pater Karl Kern SJ



Der Evangelist Markus könnte hier schreiben. Er ist der einzige, der zu Beginn seines Evangeliums einen ganzen Tag Jesu beschreibt, von einem Sabbatmorgen bis zum nächsten Morgen (Mk 1,21–39): Alltag in Kafarnaum. Das Markusevangelium kennt ursprünglich keine Erscheinung des Auferstandenen. Die Frauen fliehen entsetzt vom Grab und schweigen (Mk 16,8). Der junge Mann im weißen Gewand hatte ihnen zwar die Auferstehungsbotschaft verkündet und angekündigt: „Er geht euch voraus nach Galiläa.“ Doch das wird nicht durch eine Ostererscheinung eingelöst. Vielleicht will Markus sagen: Lest das Evangelium von vorne. Dort in Galiläa lernt ihr den Auferstandenen in seinem Alltag kennen.

Der Blick auf Jesus soll in den alltäglichen Auferstehungsglauben einweisen: Jesus beginnt seinen Tag mit dem Gebet: am Sabbat gemeinschaftlich in der Synagoge, am ersten Wochentag allein und abseits in der Stille. Deshalb: Richte dich jeden Morgen aus auf Gott! Lass ihn in dein Herz! Nicht die Pläne und Sorgen des Alltags sollen dich besetzen! Mit Widerständen ist zu rechnen. In der Synagoge gibt ein Dämon Widerrede. Kräfte, die unser Beten durcheinanderbringen, trägt jeder in sich. Sich selbst auszuhalten und Gott darzubieten, ist nicht immer einfach. Von Jesus lernen heißt: aus der Kraft Gottes dem Widerständigen Einhalt gebieten und dranbleiben am vertrauensvollen Beten.

Nach dem Gottesdienst geht Jesus in das Haus des Simon. Da Sab-

batruhe geboten war, hat er sich der Familie des Petrus stundenlang gewidmet und dabei die Schwiegermutter des Petrus geheilt. Deshalb: Nimm dir ausgiebig Zeit für deine Allernächsten! Wie ist das moderne Leben hektisch und durchgetaktet! Wie lebt man in einer virtuellen Sonderwelt ohne reale Begegnungen! Hoffentlich lernen in der Corona-Krise viele Menschen erneut: Es ist schön, Zeit miteinander zu verbringen. Mal wieder was spielen, einfach miteinander reden oder zusammen beten, wenn öffentliche Gottesdienste nicht möglich sind. Fühlbare Gemeinschaft tut der Seele gut und ist heilsam.

Sobald mit dem Sonnenuntergang der Sabbat vorbei ist, geht Jesus an seinen Lebensauftrag, seine Arbeit. Er heilt Kranke und Besessene. Wohl dem, der eine Berufsaufgabe hat, die ihn nicht nur ausfüllt, sondern auch erfüllt! Gib dich hinein in das, was du tust! Das lebt uns Jesus vor. Gestalte deine Tätigkeiten so, dass auch du, um hochzugreifen, an der Erlösung der Welt mitwirkst. Auferstandene tun was, und zwar mit Engagement!

Nach dem stillen Gebet am nächsten Morgen bricht Jesus auf. Er lässt sich nicht vereinnahmen. Er wahrt die Freiheit des Geistes. Täglicher Auferstehungsglaube nach Markus ist regelmäßiges Beten, ist Pflege von Lebensbeziehungen, ist Einsatz in dem, was ich tue. In all dem gilt: Der Geist des Herrn führt zur Freiheit!

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, zweite Osterwoche

Sonntag – 19. April
Zweiter Sonntag der Osterzeit
Sonntag der göttlichen Barmherzigkeit – Weißer Sonntag

M. vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf I, in den Hg I-III eig. Einschübe, feierl. Schlussegen und Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 2,42–47, APs: Ps 118,2 u. 4.22–23.24 u. 26–27a. Les: 1 Petr 1,3–9, Ev: Joh 20,19–31

Montag – 20. April

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 4,23–31, Ev: Joh 3,1–8

Dienstag – 21. April

Hl. Konrad von Parzham, Ordensbruder in Altötting
Hl. Anselm, Bischof von Canterbury, Kirchenlehrer

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 4,32–37, Ev: Joh 3,7–15; **Messe vom hl. Konrad/vom hl. Anselm** (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Mittwoch – 22. April

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,17–26, Ev: Joh 3,16–21

Donnerstag – 23. April

Hl. Adalbert, Bischof von Prag, Glaubensbote bei den Preußen, Märtyrer

Hl. Georg, Märtyrer in Kappadozien
Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,27–33, Ev: Joh 3,31–36; **Messe vom hl. Adalbert/vom hl. Georg** (jeweils rot); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Freitag – 24. April

Hl. Fidelis von Sigmaringen, Ordenspriester, Märtyrer

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 5,34–42, Ev: Joh 6,1–15; **Messe vom hl. Fidelis** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den Auswl

Samstag – 25. April

Hl. Markus, Evangelist

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap II, feierlicher Schlussegen (rot); Les: 1 Petr 5,5b–14, APs: Ps 89,2–3.6–7.16–17, Ev: Mk 16,15–20

Der **Wettersegen** kann vom heutigen Tag an bis zum Fest Kreuzerhöhung (14. September) erteilt werden.

WORTE DER GLAUBENSZEUGEN:
WILLIBALD STROHMEYER

„Hat Gott das deutsche Volk vergessen?“



In seinen Predigten vermied Willibald Strohmeyer die Konfrontation mit dem Nationalsozialismus. Doch seinem Tagebuch vertraute er seine Gedanken an.

Darin hielt er unter dem 1. Februar 1933 fest: „Adolf Hitler Reichskanzler. Was wird jetzt kommen? Hat Gott das deutsche Volk vergessen? Oder kommt doch etwas Besseres?“

Am 24. März 1933 notierte er: „Ermächtigungsgesetz – Heute ging im Reichstag das Ermächtigungsgesetz durch, eine furchtbare Waffe in der Hand Hitlers. Wehe, wenn es missbraucht würde. Hoffen wir es nicht.“

Am 30. Oktober 1943 schrieb Strohmeyer in sein Tagebuch: „Es wagt fast niemand mehr

an den Sieg zu glauben; aber dies zu äußern ist außerordentlich gefährlich. Wehe, wenn einer zu sagen wagte: Wir verlieren den Krieg. Überall ist man von Spitzeln umgeben. Man hat sich indessen an das Schweigen gewöhnt. Besonders vorsichtig müssen die Geistlichen sein. ... Wann werden wieder andere Zeiten kommen? Man hat den Mut nicht mehr, zu hoffen.“

Als sich die Kriegsfront dem Münstertal näherte, sagte Strohmeyers Vikar Alfons Sieber: „Ich fürchte, dass diese Gewaltmenschen, wenn sie in nächster Zeit von der Bildfläche verschwinden müssen, noch mehrere von uns Geistlichen mit in den Abgrund reißen.“ Pfarrer Strohmeyer erklärte dazu: „Wenn es schon so kommen soll, dann mich und nicht euch. Ihr seid ja noch zu jung.“

Glaubenszeuge der Woche

Willibald Strohmeyer

geboren: 6. Juli 1877 in Mundelfingen (Kreis Donaueschingen)
ermordet: 22. April 1945 in St. Trudpert (Münstertal im Schwarzwald)
Gedenken: 22. April

Strohmeyer wurde nach dem Studium in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte zunächst in Säckingen, dann als Vikar in Freiburg. 1909 übernahm er die Pfarrei St. Trudpert im Münstertal. Nach dem Ersten Weltkrieg verschaffte er einer Schwesterngemeinschaft aus dem Elsass eine neue Bleibe im örtlichen Kloster. Er litt sehr unter der Niederlage und an der Abdankung der Fürsten: „Nachdem die Throne gefallen sind, wird der Kampf gegen die Altäre beginnen.“ Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten empfand er als Katastrophe. Als im Frühjahr 1945 französische Truppen auf Freiburg vorrückten, forderte Pfarrer Strohmeyer die Bevölkerung auf, keinen Widerstand zu leisten und weiße Fahnen zu hissen. Am 22. April 1945 holten ihn SS-Männer nach dem Sonntagsgottesdienst aus dem Pfarrhaus, verschleppten ihn in den Wald, raubten ihn aus und töteten ihn durch Genickschuss. *red*

In seiner letzten Predigt, drei Stunden vor seinem Tod, sprach er zu seiner Gemeinde über das trostreiche Wort des Herrn bei Joh 16,16 ff.: „Noch kurze Zeit, dann seht ihr mich nicht mehr, und wieder eine kurze Zeit, dann werdet ihr mich sehen. Da sagten einige von seinen Jüngern zueinander: Was meint er damit, wenn er zu uns sagt: Noch kurze Zeit, dann seht ihr mich nicht mehr, und wieder eine kurze Zeit, dann werdet ihr mich sehen. ... Ihr werdet weinen und klagen, aber die Welt wird sich freuen; ihr werdet bekümmert sein, aber euer Kummer wird sich in Freude verwandeln.“ „Auf Wiedersehen im Himmel“ lauteten seine letzten Worte an seine Schwester am 22. April 1945.

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, ob

Superior Strohmeyer finde ich gut ...



„Eine Stärke war, dass er seinen nicht-christlichen Gegnern, die sein Wirken unterbinden wollten, sachgemäß, aber nie feindselig entgegentrat. Seine Größe zeigte sich während des Konkurses der Bank Bürkle und Herling beim Verlust der Gelder unserer Provinz. Trotz fast hoffnungsloser Lage und vielen Verdemütigungen war kein unversöhnliches Wort über die Bankiers zu lesen. Nach der Verurteilung der beiden Betrüger schreibt er: ‚Wir verzeihen, mögen sie einen barmherzigen Richter finden.‘“

Schwester Teresa Litterst ist Provinzoberin der Schwestern vom hl. Josef zu Saint Marc in Münstertal.

Zitat

über Willibald Strohmeyer

Am Mittwoch, dem 9. Mai 1945, beteten die priesterlichen Mitbrüder für Pfarrer Strohmeyer die Sterbegebete. Beim anschließenden Requiem verlas Pfarrer Josef Hitzfeld das Hirtenschreiben von Erzbischof Dr. Conrad Gröber an die Gläubigen des Münstertals:

„Man hat sich nicht damit begnügt, ihn bloß gefangenzunehmen, man hat aus Hass gegen die katholische Religion seinen Tod gewollt und ihn auf furchtbare Weise ausgeführt. ...

Ein Verbrechen an einem schuldlosen Mann, der ein ehrlicher, deutscher Mann war und in den Augen seiner Mörder nur einen einzigen Fehler hatte, dass er ein katholischer Priester gewesen ist. Damit ist Euer Pfarrer, ähnlich wie der Patron Eurer Kirche, zum Märtyrer geworden.“

225. GEBURTSTAG

„Die Spuren Gottes entdecken“

Vinzenz Pallotti erfand „vernetztes Wirken“ und prägt seine Gemeinschaft auch heute

BONN – Vor 225 Jahren, am 21. April 1795, wurde der heilige Vinzenz Pallotti geboren. Auf ihn berufen sich viele Gemeinschaften, auch die der Pallottiner. Heute wirken rund 2500 Pallottiner in 300 Kommunitäten auf allen Kontinenten. Pater Michael Pfenning SAC, Vizeprovinzial der Deutsch-Österreichischen Provinz der Gemeinschaft, berichtet im Interview von der Gründerpersönlichkeit und davon, wie Pallottis Spiritualität die Gemeinschaft noch immer leitet.

Pater Pfenning, soweit man das heute sagen kann: Was war Vinzenz Pallotti für ein Mensch?

Mich beeindruckt an ihm, wie ein Mensch sich entwickeln kann, wenn er lernt, Gott zuzulassen. Als junger Priester plagten Pallotti furchtbare Ängste. Sogar Verdammungsängste waren ihm nicht fremd. Doch auf dem Sterbebett war er ganz im Frieden und ruhte im Vertrauen. Dazwischen ist Gewaltiges passiert. Es war ihm gegeben, dass er in allem, was ihm begegnete, Spuren der Liebe Gottes entdecken konnte. Seine persönliche Verwandlung ist ein Zeugnis für die Weite und Liebe Gottes.

Inwieweit ist er heute noch Vorbild für Sie und die Pallottiner?

Von Gott im Innersten angerührt und befreit, wollte er seine ganz persönliche Antwort geben. Er hatte kein Programm, sondern war bereit, immer das aufzugreifen, was Gott ihm in den Weg stellte. Er forderte schon früh seine Gefährten auf, für die Menschen da zu sein, die eine praktische Hilfe, eine Begleitung brauchen. Und ganz wesentlich: Pallotti war geradezu ein Erfinder des vernetzten Wirkens: Miteinander, in gleicher Würde und gemeinsamer Verantwortung Kirche und Welt zu gestalten – darin ist Pallotti weiterhin Vorbild und daraus ergibt sich unser Auftrag.

Was kennzeichnet die Spiritualität von Vinzenz Pallotti?

Ihn faszinierte die Vorstellung, dass Gott sich ganz in seine Menschen verströmen möchte. Mit seiner ganzen Lebendigkeit, Güte, Liebe und Barmherzigkeit. Dies wurde für ihn immer mehr zur Umwerfenden, ihn verwandelnden Erfahrung. Er war berührt, welche Würde uns

geschenkt ist, weil wir Ebenbilder Gottes sind. Weiter entdeckte er in der Schöpfung und in unserer Welt deutliche Spuren der Gegenwart Gottes. Gott fand er in seinem eigenen Inneren und in allem, was ihm begegnete. Man könnte hier provokant von einer säkularen Spiritualität sprechen.

Wie leben Sie diese Spiritualität heute? Was kann Vinzenz Pallotti den Menschen heute noch sagen?

Es geht darum, Menschen zu begleiten und ihnen zu helfen, dass sie ihre Würde und Einmaligkeit spüren und annehmen können. Unser Lebensauftrag kommt von innen. Aus der tiefen Erfahrung, geliebt und von Gott „dynamisiert“ zu sein. Meine Sendung kommt aus der inneren Erfahrung mit Gott. Kein „du musst, du sollst, du darfst nicht“. Keine moralische Schiene, die einseitig meinen Willen anspricht und oft in die Traurigkeit führt. Gott ist die dynamisierende „Quellkraft“ in uns. Aus dieser Quelle finden Menschen ihren Auftrag und Weg, der dem Leben wirklich dient.

Wo setzen die Pallottiner Schwerpunkte ihrer Arbeit – in Deutschland, aber auch auf anderen Kontinenten?

Sehr unterschiedlich. Je nach dem, was in einem Land erforderlich ist und den Menschen und der Kirche dienen kann. In Deutschland spielt zunehmend die Begleitung von Menschen in verschiedenen Lebensprozessen eine Rolle. Es entstehen kleinere Zentren, etwa ein Haus des Gebets und der Seelsorge in Konstanz. In Meran wird ein neues Konzept der Begleitung erprobt. Und am Wallfahrtsort Kollhagen entsteht in Kooperation mit dem Erzbischof Paderborn ein neuer Ort der spirituellen Begleitung. Natürlich versuchen die Pallottiner auch an den vielen anderen Standorten in der Provinz, mit ihren Mitteln und Möglichkeiten Menschen zu begleiten und Räume für ihre persönliche Gottes- und Lebenssuche zu schaffen.

Auch wenn der Orden vor über 125 Jahren gegründet wurde – wie gut gewappnet ist er für die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts wie die zunehmende Säkularisierung, aber auch den Klimawandel und aktuell die Corona-Pandemie?

Pallottinische Spiritualität definiert sich über Integration und niemals über Abgrenzung.

Es ist so wichtig, dass wir in allem in dieser Welt die Spuren Gottes entdecken. Alle Menschen sind Abbilder des „Ewigen Vaters“, wie es Pallotti formulierte. Alle Menschen sind ohne Ausnahme berufen, ihre Würde zu begreifen und diese „gottvolle“ Welt gemeinsam zu schützen und gerecht zu gestalten.

Das Verbindende ist unsere gottgegebene Würde. Der Glaube an die Gottebenbildlichkeit aller – Christen, Muslime, Juden – begründet den Auftrag aller, unsere von Gott gegebene Schöpfung gemeinsam und respektvoll zu bewahren. Dieser zentrale Aspekt pallottinischer Spiritualität ist für mich höchst aktuell: Öffnet Türen zum interreligiösen Dialog! In unseren Tagen, in denen wieder vermehrt Stimmen nach Abgrenzung und Abschottung der Völker und Länder zu hören sind, brauchen wir

eine andere Vision. Die Corona-Krise sollte uns dafür sensibilisieren, unsere Welt als „Gottes Schöpfung“ neu zu erkennen und zukünftig gemeinsam, vernetzt und achtsam sich allem Leben gegenüber zu verhalten.

Eine persönliche Frage zum Schluss: Warum haben Sie sich ausgerechnet für die Pallottiner entschieden?

Ich wollte nie in ein Kloster. In Klausur leben konnte ich mir nie vorstellen, auch nicht jeden Tag schon um 5.30 Uhr im Chorgestühl zu stehen. Weltpriester zu werden konnte ich mir genauso wenig vorstellen. Wichtig war mir, weiterhin frei denken zu können und nie meine Überzeugung verbergen zu müssen. Nach 40 Jahren bin ich überzeugt: Es gab für mich nur diesen Weg.

Trotz aller menschlichen Unzulänglichkeiten, die ich hier antreffe und einbringe, wurde ich von Gott in diese Gemeinschaft geführt und bin dankbar dafür. Ich finde hier eine gute menschliche und spirituelle Anbindung und ausreichend Freiheit, mich zu entwickeln. Jede unserer Kommunitäten entwickelt ihr Gemeinschaftsleben je nach Anforderungen der Seelsorge und den Möglichkeiten der Mitbrüder. Dennoch ist das gemeinsame Band stark genug, uns zusammenzuhalten. Ja, es gibt den gemeinsamen pallottinischen „Stallgeruch“.

Interview: Angelika Prauß



► **Pater Michael Pfenning SAC ist Vizeprovinzial der Deutsch-Österreichischen Provinz der Pallottiner. Oben: Eine Büste des heiligen Vinzenz Pallotti im Missionshaus der Pallottiner in Limburg.**

Fotos: pallottiner.org, KNA



SRI LANKA

Oster-Attentate noch nicht gesühnt

KÖNIGSTEIN – Ein Jahr nach den Bombenattentaten auf Christen in Sri Lanka am Ostersonntag 2019 hat die Regierung die Ergebnisse der polizeilichen Ermittlungen noch immer nicht veröffentlicht. Das empört Kirchenvertreter, sagte Jude Fernando, Leiter der Wallfahrtsstätte St. Antonius, bei einem Besuch bei „Kirche in Not“ in Königstein im Taunus.

Fernando begrüßte die Forderung des Erzbischofs von Colombo, Malcolm Ranjith, die Verantwortlichen der Attentate vor Gericht zu stellen. Der Kardinal hatte angekündigt, zu Demonstrationen aufzurufen, wenn die Regierung die Untersuchungsergebnisse weiter zurückhalten sollte. Ranjith sei nach den Osteranschlägen zu einer Führungsfigur in Sri Lanka geworden, sagte Fernando: „Der Kardinal hatte sofort in der Öffentlichkeit gesprochen. Er bat alle Bevölkerungsgruppen um gegenseitige Vergebung.“

Die Anschläge hätten die Angehörigen der verschiedenen Religionen näher zusammenrücken lassen, sagte der Wallfahrtsdirektor. Etwa 40 Prozent der täglichen Besucher seiner Kirche St. Antonius seien Buddhisten oder Muslime, erklärte der Priester. Seine Wirkungsstätte in der Insel-Hauptstadt Colombo gehört zu den Schauplätzen der Anschläge.

Bei den Sprengstoffattentaten am 21. April 2019 waren mindestens 250 Menschen getötet und mehr als 500 verletzt worden. Neben der Kirche in Colombo waren noch zwei Gotteshäuser in Batticaloa und Negombo sowie Hotels in der Hauptstadt Ziel der Attentäter. Hinter den Attacken wird die radikalislamische „National Thowheeth Jama'ath“ (etwa: Nationale Bewegung für die Einheit Gottes) vermutet, welche enge Kontakte zur Terrormiliz „Islamischer Staat“ haben soll. *KiN/red*



▲ Gläubige beten vor einer Christus-Statue, die von Blutspuren der Attentatopfer übersät ist. Foto: Kirche in Not



▲ Eine Kirmesorgel als Dekoration für einen Gottesdienst in einem Festzelt auf dem Oktoberfest in München.

Foto: KNA

IN CORONA-ZEITEN FREUDE VERBREITEN

„Könnte Tradition werden“

Schausteller geben Kirmesorgel-Konzerte vor Seniorenheimen

AACHEN – Auf dem Rummel gehen sie oft unter: Historische Kirmesorgeln, Raritäten, gut 100 Jahre alt. In der Corona-Krise erfreut ihre Musik die Älteren. Denn bundesweit ziehen Schausteller mit den Orgeln vor die Seniorenheime.

Den freien Tag muss Peter Loosen nutzen: Sein altes „Schätzchen“ ist diese tägliche Belastung nicht mehr gewohnt, er muss es dringend reinigen und ausbessern. Das „Schätzchen“ ist Baujahr 1911 und wiegt rund 800 Kilo. Es handelt sich um eine historische Kirmesorgel, mit der der Schausteller in der Corona-Krise von Seniorenheim zu Seniorenheim tourt und die Menschen unterhält. Die Bewohner dort kommen sonst kaum noch aus den Häusern heraus.

Vor Ostern hat Loosen seine Tournee durch Aachen und die umliegenden Gemeinden gestartet. Bis zu vier Konzerte gibt der Vorsitzende des Aachener Schaustellerverbands seitdem pro Tag, wobei er hauptsächlich für den Transport der Orgel auf seinem Lastwagenhänger zuständig ist. Die Töne erzeugt das mit Luftdruck angetriebene Instrument nämlich von alleine. Operettenmusik der 1920er und 30er Jahre ertönt dann, im Kirmessound interpretiert.

Von der Resonanz ist der Schausteller, der auch einen Autoscooter betreibt, begeistert: „Es ist herzergreifend, die Senioren zu sehen. Manche können leider nur vom Fenster aus zuschauen. Viele kom-

men auch heraus, und manche tanzen sogar.“ So ist der Tourkalender schnell voll geworden.

Eigentlich sollte Loosen auf der traditionellen Frühjahrskirmes der Stadt, dem „Öcher Bend“, arbeiten. Wegen der Corona-Pandemie wurde sie aber abgesagt. „Wir sind in unserer Familie in der achten Generation Schausteller. Die Orgel ist ein richtiges Familienerbstück“, erzählt der 57-Jährige. „Aber auf der Kirmes wird sie kaum beachtet. Sie geht gegenüber den anderen Geschäften vielfach unter.“

Jahrmarkt-Swing

Auch in Augsburg, Düsseldorf, Essen, Gütersloh und Oberhausen spielen Schausteller mit historischen Orgeln ihren Jahrmarkt-Swing vor Senioreneinrichtungen. Der Bundesverband Deutscher Schausteller und Marktkaufleute (BSM) hat in der Pandemie zu einer Solidaritätsaktion aufgerufen. Die Frauen und Männer helfen mit ihren Transportern und ihrem Know-How bei logistischen Engpässen aus – oder sie verbreiten eben Lebensfreude mit den Orgel-Konzerten.

In Deutschland gibt es nur noch rund 60 bis 70 der historischen Instrumente, schätzt BSM-Vizepräsident Patrick Arens. Mit 15 Exemplaren finden sich die meisten in Nordrhein-Westfalen. Die Orgeln werden nicht mehr produziert und stammen in der Regel vom Anfang des vergangenen Jahrhunderts.

Viele gingen in den Weltkriegen verloren – manche auf andere Wei-

se: „Ein Modell, das ursprünglich aus Dortmund stammte, liegt heute auf dem Grund des Atlantischen Ozeans“, berichtet Arens. „Es stand auf der Titanic und ging mit ihr unter.“ Die „Schwester“ der gesunkenen Orgel ist eines der beiden erhaltenen Exemplare, das noch heute in Dortmund betrieben wird.

Wegen der vielen Anfragen setzt Loosen seine Tournee bis mindestens Ende dieser Woche fort. Dann könne bald, so hofft er, der Normalbetrieb weitergehen – vielleicht ja auch mit Orgel. „Ich fände es gut, wenn solche Konzerte häufiger stattfinden“, meint der Schausteller. „Ob nun auf dem Kirmesplatz oder wie jetzt vor Seniorenheimen. Es könnte gut eine Tradition werden.“

Johannes Senk



▲ Detail einer reich verzierten Kirmesorgel. Foto: Fels

AUS PAKISTAN EINGESCHLEPPT

Corona weckt Erinnerungen

Vor 50 Jahren: Die letzte große Pockenepidemie hält Deutschland in Atem

Ein Wohnzimmer im idyllischen Sauerland: frische Tulpen, weiße Porzellanhasen mit grünkarierten Schleifen, ein Aktenordner mit Zeitungsartikeln und davor ein schwarzes Schulheft mit dem Schriftzug „Pocken“, ausgeschnitten aus der Zeitung und mit durchsichtigem Paketband auf das Heft geklebt. Fotos einer jungen Frau, die von Pusteln übersät ist, veranschaulichen das Grauen, das Deutschland vor 50 Jahren in Atem hielt.

Heute machen die Bilder Magdalena Drinhaus, der pensionierten Krankenschwester, nichts mehr aus. „Das Heft haben mir meine Eltern gebastelt und alle Zeitungsausschnitte von damals eingeklebt“, sagt sie. Mit damals ist 1970 gemeint, als Meschede von der letzten großen Pockenepidemie in Deutschland heimgesucht wurde. 21 Menschen erkrankten schwer, vier starben. Eine der Infizierten war die 21-jährige Schwesternschülerin Magdalena Geise, heute Drinhaus.

Damals fürchteten sich die Menschen vor den Pocken, heute ist es das Coronavirus. Während Kali, die Katze, zum Küchenfenster hereinschaut, beginnt Drinhaus zu erzählen: wie junge Hippies im VW-Bus nach Pakistan reisen. Einer kehrt nicht mit den anderen zurück, bis seine Eltern den Rückflug veranlassen. „Bernd K. hat die Pocken aus Pakistan eingeschleppt. Er hatte dort noch mit Gelbsucht in einem Krankenhaus gelegen.“

Über die Luft verteilt

Der junge Mann und seine Familie wurden damals heftig attackiert – bis sie aus dem Sauerland fortzogen. Das findet Drinhaus immer noch sehr traurig: „Er hat das ja nicht absichtlich getan.“ Bernd K. weiß zunächst nichts von seiner Erkrankung. Er liegt mit Verdacht auf Typhus in der Isolierabteilung des Krankenhauses St. Walburga in Meschede. Magdalena Drinhaus arbeitet eine Etage über seinem Zimmer. Später stellte sich heraus, dass sich die Viren in der Luft verteilten und nach oben schwebten.

Nach 14 Tagen entdecken Pflegerinnen beim Haarschneiden die Pocken. Sofort steht das Krankenhaus unter Quarantäne. „Ich wurde noch rasch geimpft, weil ich als Kind nicht geimpft worden bin“, sagt Drinhaus. „Patienten, Schwestern und Ärzte

mussten auf den Stationen bleiben. Alles wurde verriegelt, die Türen mit Brettern zugeschlagen. Wir haben auf Pritschen geschlafen, einer sogar in der Badewanne. Es gab nur eine Tür mit Schleuse.“

Es sei eigentlich eine schöne Zeit gewesen: Man erzählte Geschichten und spielte Karten – bis die ersten Patienten weggebracht wurden, weil bei ihnen die Pocken ausbrachen. Drinhaus erinnert sich: „Jeden Tag wurde Fieber gemessen. Als es bei mir 38,5 Grad waren, kam ich sofort auf ein Einzelzimmer. Heute ist das ganz unvorstellbar: Ich wurde eingeschlossen, niemand hat mit mir gesprochen. Stunden später kam ein Arm durch den Schlitz in der Tür und reichte mir einen Plastiksack. Den sollte ich überziehen und meine Tasche packen. Mir ging es schon elend, ich musste aber die Tasche selber tragen, zum Krankenwagen gehen und diesen Plastiksack festhalten.“

Auf die Seuchenstation

Der Krankenwagen brachte sie auf die Seuchenstation nach Wickede-Wimbern, einem Bungalow mitten im Wald. Was Drinhaus zu diesem Zeitpunkt nicht weiß: Barbara B., die zwei Stockwerke über dem Zimmer von Bernd K. arbeitete, stirbt an dem Virus. „Wir kannten uns. Sie ist innerlich verblutet, die Schleimhäute waren ganz schwarz. Die Ärzte fürchteten, dass bei mir die Infektion den gleichen Verlauf nimmt.“

Die Schwesternschülerin liegt 14 Tage im Koma, wusste aber beim Aufwachen sofort, wo sie war. Heute zeigt sie die Fotos von sich als junger Frau, als Tausende Pocken ihren Körper bedeckten. „Alles war geschwollen und ich war mit Pocken übersät. Man konnte zusehen, wie die Pocken aus der Haut sprangen“, berichtet die pensionierte Krankenschwester. Als sie sich in einem Handspiegel gesehen habe, habe sie den an die Wand geschleudert.

In der Quarantäne hatten die Menschen nichts: kein Buch, Fernsehen oder Radio. „Es war Winter, es schneite schrecklich und ich habe stundenlang die Schneeflocken angeschaut.“ Ihre Eltern wussten nicht, wie es ihr ging. „Eine einzige Steyler Missionsschwester, die eigentlich in eine Leprakolonie wollte, hat uns gepflegt“, sagt Drinhaus. „Die



▲ Magdalena Drinhaus mit Fotos und Zeitungsausschnitten über die Pockenepidemie im Sauerland 1970. Die damals 21-jährige überlebte die Infektion. Fotos: Hollwedel



Schwester hat uns später erzählt, wie wir nachts schreiend und mit den Armen schlagend wie Monster rumgelaufen sind.“

An diese Zeit kann sie sich kaum erinnern. Später erfuhr sie, dass die Nonne ihr die Post, die sie bekam, vorgelesen hat. Die Patientin lag nackt auf einer Folie, damit die Pocken nicht mit dem Stoff „verkleben“. Alle paar Tage kamen Männer von der Weltgesundheitsorganisation WHO, um sie durch eine Glasscheibe „zu begaffen“ und zu schauen, wie es ihr geht: „Ich habe mich so geschämt.“ Heute schämt sie sich nicht mehr.

Drinhaus überlebte. Die Angst vor Bio-Waffen machte ihre Biografie Jahrzehnte später wieder interessant. „Ich war zu Gast bei Günther Jauch“, sagt Drinhaus, während sie durch ihren Aktenordner blät-

tert. „Und ich habe lange mit dem Bestseller-Autor Richard Preston telefoniert. Seine Kinder haben mir zu Weihnachten sogar eine Karte gebastelt.“ Seine Bücher und letztlich auch die Pockenepidemie von Meschede waren Vorbild für Hollywood-Filme wie „Outbreak – Lautlose Killer“ (1995).

„Wir hatten Glück, dass wir schon drei Wochen vorher wegen einer Grippewelle im Schwesterwohnheim geblieben sind, sonst wären wir alle verstreut gewesen und wer weiß, was dann passiert wäre“, zieht Drinhaus Bilanz. Auch die zügige Quarantäne habe Schlimmeres verhindert. „Man braucht einfach eine positive Grundeinstellung und Optimismus“, sagt sie beim Einpacken von Heft, Ordner und Bildern. So könne man auch Corona überstehen. *Julia Hollwedel*

TAG DES BIERES AM 23. APRIL

Der Gerstensaft der Geistlichen

Heute eine Seltenheit: Nicht nur in Bayern brau(t)en Kirche und Klöster mit

Klöster gehören zu den Keimzellen der Braukunst. Viele Braustätten beziehen sich auf diese Tradition und nutzen den Titel „Klosterbrauerei“. Echte Klosterbrauereien und Braubetriebe in kirchlicher Trägerschaft sind indes selten geworden. Die Säkularisation im 19. Jahrhundert ließ ihre Anzahl schrumpfen. Vor allem in Bayern gibt es sie heute noch.

„Bischofshof“ – den Titel des Bistumsobershauptes führt die seit 1649 bestehende Brauerei in Regensburg. Laut Überlieferung soll in Domnähe, wo heute das Hotel Bischofshof steht, bereits 1230 eine bischöfliche Brauerei bestanden haben. Die heutige Brauerei ist im Besitz der Diözese. Zweck der Stiftung war ursprünglich die Stärkung des Priesternachwuchses. Heute fördert die Brauerei vor allem Kultur, Sport und soziale Projekte.

„Das Bier, das uns zu Freunden macht“ ist der Leitspruch, der sich auch auf den Bierdeckeln durch die Jahre zieht. Mitunter bieten die Pappuntersetzer der Brauerei auch Anweisungen, wie man sein Bier korrekt einschenkt. Oder es blicken die Oberpfälzer Bierköniginnen freundlich vom „Filzl“ – wie der Bayer die Bierdeckel nennt. 13 Biere umfasst das Sortiment der Brauerei.

Älteste Klosterbrauerei

Zu ihr gehört seit 1973 auch die Klosterbrauerei Weltenburg, gegründet 1050 – die älteste Klosterbrauerei der Welt. Bis heute wirken die Benediktiner hier. „Das Kloster Weltenburg, ein Prunkstück bayerischer Kulturgeschichte“, heißt es auf einem älteren Bierdeckel. „Die wildromantische Landschaft, der sagenumwobene Donaudurchbruch und die im Stil des bayerischen Hochbarocks erbaute Klosteranlage sind seit Jahrhunderten die Heimat unseres weithin geschätzten Weltenburger Klosterbieres.“

Eine Luftaufnahme der Klosteranlage mit der sich durch die Landschaft schlängelnden Donau zeigt ein neueres Filzl. Wegen seiner Lage direkt am Fluss ist der Komplex stark hochwassergefährdet. Neben dem berühmten Asam-Bock hat die Klosterbrauerei mehr als ein Dutzend weiterer Biere im Angebot. Bischofshof und Weltenburger gibt es in 25 Ländern.



▲ Kloster Weltenburg – malerisch am Donaudurchbruch bei Kelheim gelegen – beherbergt die älteste Klosterbrauerei der Welt. Mit einer Ansicht des jeweiligen Klosters werben auch zahlreiche Bierdeckel klösterlicher Braustätten.



Die älteste Brauerei in Regensburg ist die Spitalbrauerei. Sie verfügt über eine seit 1226 währende Tradition als Stiftungsbrauerei. Gegründet wurde sie durch Bischof Konrad III. (1186 bis 1204). Hintergrund der Stiftung war die Versorgung der armen Bürger Regensburgs. Bekannt ist heute der Biergarten am Ufer der Donau, der einen herrlichen Blick auf den Fluss, die Steinernen Brücke und den Dom erlaubt.

„Wir brauen nicht für den großen Absatz, sondern für den individuellen Genuss“, ist die Philosophie der Brauerei. Seit einigen Jahren gehört eine Manufaktur zur Brauerei, in der besondere Bierspezialitäten gebraut werden. Blicke auf die Regensburger Wahrzeichen sind ein immer wiederkehrendes Motiv auf den Bierdeckeln.

Was früher in Klöstern weit verbreitet war, ist heute selten: Nonnen, die Bier brauen. In Mallersdorf, im Mutterhaus ihres Ordens, tun dies die Schwestern des Ordens der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie. Die Brauerei errichteten Benediktiner vor mehr als 400 Jahren. 1618 erhielt das Kloster das Recht, Bier zu verkaufen.

Schwester Doris braut

1803, infolge der Säkularisation, gelangten Kloster und Brauerei in Privatbesitz. 1869 erwarben die Mallerdorfer Schwestern das Kloster und errichteten 1881 die Brauerei neu. Seit 1933 arbeiten Schwestern als Braumeisterinnen. Heute braut hier Schwester Doris fünf verschiedene Biere.

Im Erzbistum München und Freising, früher Heimat vieler kirchlicher Braustätten, zeigt die Klosterbraue-

rei Scheyern, dass Traditionen neu belebt werden können. Einige Zeit wurde der Gerstensaft bei auswärtigen Brauereien hergestellt. Nun sind die Benediktiner-Patres wieder selbst aktiv. „Seit 1119 brauen wir in der drittältesten Brauerei Deutschlands unsere traditionsreichen Biere“, heißt es auf einem Bierdeckel. Auf einem anderen ist zu lesen: „Nunc est bibendum – Lasst uns trinken!“ 14 Biere produzieren die Klosterbrüder – vier davon ganzjährig.

Benediktiner sind auch im Kloster Ettal fürs Bierbrauen verantwortlich – seit 1609. „Wir Benediktiner des Klosters Ettal brauen in unserer handwerklich geführten Klosterbrauerei mit großer Sorgfalt und reicher Erfahrung aus erlesenen Rohstoffen und mit reinem Bergwasser nach dem bayerischen Reinheitsgebot“, ist auf einem Deckel zu lesen. Seit einigen Jahren kooperieren die Patres über die Benediktiner

Weißbräu GmbH teilweise mit der Bitburger Braugruppe.

Als Inbegriff klösterlichen Bieres gilt Andechs – der „heilige Berg“ im Bistum Augsburg. Auch hier sind es Benediktiner, die wesentlich in Sachen Bierbrauen mitreden. „Wir Benediktinermönche vom Kloster Andechs brauen Bier seit dem Jahre 1455. Auch heute verwenden wir nur bayerische Sommerbrauerste und Hallertauer Aromahopfen als wesentliche hochwertige Rohstoffe“, heißt es auf einem Bierdeckel. Weltbekannt ist Andechs für seine dunklen Biere. Acht Sorten laden zum Genießen ein, allen voran der Doppelbock Dunkel.

Urig-würziges Klosterbier

Die zweite noch existente Klosterbrauerei im Bistum Augsburg ist das bis 1623 zurückreichende Klosterbräuhaus Ursberg. An ihm sind die Franziskanerinnen der St. Josefskongregation beteiligt. Vier Biersorten werden ganzjährig gebraut, weitere saisonal – gemäß dem Motto „urig-würziges Klosterbier“. Bis heute wird hier nach alten Rezepten traditionell mit Wasser aus dem eigenen Brunnen und Malz aus der eigenen Mälzerei gearbeitet.

Eng mit den Franziskanern sind die Klosterbrauereien im Bistum Würzburg verbunden. Das bedeutendste Klosterbier im Bistum stammt vom Kloster Kreuzberg. Hier wird seit 1731 Bier gebraut – Dunkles und Pils ganzjährig, Hefeweizen von Mai bis Oktober und ein dunkler Bock von November bis Januar. Die drei Kreuze des Wallfahrtsorts sowie der Spruch „Glauben und genießen“ verweisen auf den Filzln auf den kirchlichen Hintergrund der Brauerei.

„Mit allen Sinnen“

Von Unterfranken geht es nach Rheinland-Pfalz ins Marienstatter Brauhaus. Es gehört zur dortigen Zisterzienserabtei. Die Brautradition reicht zwar bis ins Jahr 1362 zurück, die jetzige Brauerei besteht aber erst seit 2004. Knapp 100 Jahre nach Schließung der Vorgängerbraustätte stiegen die Zisterzienser wieder ins Braugeschäft ein. Sie produzieren ein Helles und ein Dunkles sowie mehrere Saisonbiere. „Mit allen Sinnen genießen“ lautet das Motto.

Meist brauen heute die Klosterangehörigen nicht mehr selbst, sondern überlassen die Brauarbeit weltlichen Mitarbeitern. Nach wie vor halten die Mönche und Nonnen oder kirchlichen Einrichtungen aber die Zügel in Händen: Sie bestimmen bei den Arbeitsabläufen der Brauereien mit und sichern so eine alte Tradition. *Markus Bauer*

JUGENDLICHE IN CORONA-ZEITEN

Unsere Leidenschaft: Fußball

U15-Spieler des FC Augsburg erzählen vom Alltag im Ausnahmezustand



▲ Die U15 des FC Augsburg spielt in der Regionalliga Bayern. Wegen Corona ruht der Ball noch bis mindestens Ende des Monats. Fotos: gem, privat (5)

AUGSBURG – Keine Schule, alle Veranstaltungen abgesagt, kein Mannschaftssport, keine Besuche bei Freunden oder den Großeltern – für Kinder und Jugendliche ist der coronabedingte Ausnahmezustand nicht einfach zu ertragen. Wie gehen sie damit um?

Unsere Zeitung hat fünf Jungs aus der U15-Jugendmannschaft des FC Augsburg befragt. „Unsere Leidenschaft ist Fußball“, sagen die Nachwuchsspieler. Keine Frage: Für sie, die es gewohnt sind, im Team aufzutreten und zu trainieren, sind die Einschränkungen durch die Corona-Pandemie besonders hart. Sie vermissen die tägliche Routine, den Schulunterricht, das Gespräch mit Freunden, das gemeinsame Fußballspiel beim FCA. Corona hat alles verändert.

„Normalerweise gehe ich vormittags auf das Dominikus-Ringelsen-Gymnasium in Ursberg“, sagt der 14-jährige **Kevin**. Die Nachmittage würde er auf dem Trainingsgelände des FCA verbringen. „Dort spiele ich in der U15-Mannschaft als Rechtsverteidiger. Momentan sieht mein Alltag ein bisschen anders aus.“ Am Vormittag macht Kevin zwei bis drei Stunden Schularbeiten, „die wir von den Lehrern online geschickt bekommen“. Danach spiele er an der



Videospielkonsole – meist die Fußballsimulation „Fifa“.

„Vom FCA“, erzählt Kevin, „bekommen wir wöchentlich einen Trainingsplan mit Laufeinheiten sowie Kraft- und Stabilisierungsübungen, die wir absolvieren müssen. Im Garten mache ich immer noch ein paar Ballübungen.“ Ohne Teamkameraden und Trainer sei das aber langweilig – und sein kleiner Bruder ist erst vier. „Ich vermissie sogar die Schule“, sagt Kevin. „Ich hoffe, dass diese schreckliche Zeit bald vorbei ist und wir alle wieder zur Normalität übergehen können.“

David feiert dieser Tage seinen 15. Geburtstag – coronabedingt natürlich ohne Freunde. „Ich gehe in die neunte Klasse der Rupert-Ness-Realschule in Ottobeuren.“ Meist steht er gegen 10 Uhr auf. „Zuerst mache ich Schul-Homeoffice.“ Was die Lehrer ihm und seinen Klassenkameraden an Aufgaben schicken, verursache „ein ziemlich hohes Arbeitspensum“, sagt David. Am Nachmittag macht er weiter Schulaufgaben oder arbeitet an der Präsentation für ein Schulprojekt.

„Zwischendurch mach’ ich mein Training fürs Fußball: Läufe, Kraft- oder Mobilisationstraining. Das ist eine angenehme Abwechslung zu den Schularbeiten.“ David ist seit vorigen Juli beim FC Augsburg. „Es macht mir sehr viel Spaß.“ Er spielt als Innenverteidiger. „Ich freue mich schon, wenn es mit dem Training und der Schule wieder weitergeht, weil ich dann auch meine Freunde wieder jeden Tag treffen kann. Wir haben jetzt zwar Telefonchat-Gruppen, aber das ist nicht dasselbe, als wenn man sich persönlich trifft.“

Raphael ist 15 Jahre alt und geht auf das Dossenberger-Gymnasium in Günzburg. „Ich bin Spieler des FC Augsburg und spiele auf dem rechten Flügel, also äußerer Mittelfeldspieler oder Außenverteidiger.“ Seit zwei Jahren ist Raphael beim FCA. Zuvor hat er bei kleinen Clubs gespielt. „Wir trainieren normalerweise viermal die Woche am Nachwuchsleistungszentrum in Augsburg.“



Durch die Corona-Krise sieht sein Alltag mittlerweile so aus: „Aufstehen etwa zwischen 9 und 10 Uhr, Hausaufgaben des jeweiligen Tages, mit Freunden telefonieren oder chatten, Computerspiele spielen, Serien schauen.“ Jeden zweiten Tag trainiert er gemäß FCA-Trainingsplan: „Läufe und Dehn- oder Kraftübungen, an den restlichen Tagen Krafttraining.“ Seine freie Zeit nutzt er, um Schlagzeug zu spielen.

Tobias ist 14 und geht in die neunte Klasse an der Friedrich-Adler-Realschule in Laupheim. „Beim FCA spiele ich in der U15 als Torwart.“ Auch er steht erst gegen 10 Uhr auf. Nach dem Frühstück macht er „bis 12 oder 13 Uhr“ Schularbeiten. Dann ruht er sich aus oder geht „mit meinem Bruder oder Hund im Garten spielen“. Abends macht Tobias Trainingsaufgaben, danach spielt er Videospiele oder schaut sich Videos an. Auch er meint: „Hoffentlich geht das Training bald wieder los.“



Ebenfalls 14 Jahre alt ist **Dominik**. Der Neuntklässler geht auf das Gymnasium in Königsbrunn bei Augsburg. Beim FCA spielt er als zentraler Mittelfeldspieler. „Zur Zeit ist das jedoch nicht möglich. Deswegen beschäftige ich mich daheim zwei bis drei Stunden mit Schularbeiten, die uns per E-Mail geschickt werden. Ansonsten erledige ich die Trainings- und Laufeinheiten nach den Vorgaben unseres Trainerteams. Manchmal gehe ich raus in den Hof zum Fußballspielen.“

Abends und in der freien Zeit spielt Dominik gerne „Fifa“ auf der Playstation, oder er schaut Internet-Videos auf Youtube. Mit Freunden telefoniert er über den Internetdienst Skype. „Es ist komisch, den Alltag selbst strukturieren zu müssen“, sagt er. „Daher fehlt mir lustigerweise der Schulalltag und natürlich das gemeinsame Training mit meiner Mannschaft und den Trainern.“ *tffgr*



MEDIENKRITIK

Kitsch und Mais und tolle Bilder

Bibel-Epos aus christlichem Filmstudio: „Samson“ hinterlässt zwiespältigen Eindruck

Er ist eine der bekanntesten Figuren des Alten Testaments, der Herkules der Hebräer, der Siegfried vom Stamme Dan: Simson. Ge-läufiger ist sein Name in der Form, den die lateinische Vulgata über-liefert: Samson. Mehrfach wurden die Abenteuer des Recken ver-filmt, der sein Volk gegen die Phi-lister verteidigt. Auch eine kleine US-Produktion von 2018 reiht sich ein: „Samson“ hinterlässt ei-nen zwiespältigen Eindruck.

Der Film der christlichen Pro-duktionsgesellschaft „Pure Flix“ aus Arizona kann mit namhaften Schau-spielern punkten: Der im vergange-nen Jahr verstorbene niederländi-sche Kinostar Rutger Hauer („Blade Runner“) wurde als Samsons Va-ter Manoach verpflichtet, Lindsay Wagner, die „Bionic Woman“ aus der Fernsehserie „Die Sieben-Mil-lionen-Dollar-Frau“ (1976/77) als seine Mutter.

Intrigant und brutal

Billy Zane („Titanic“) tritt als glück- und siegloser Philisterkönig Balek auf. Jüngeren Kinogängern ist eher sein intriganter und bruta-ler Sohn, Prinz Rallah, Samsons hauptsächlicher Gegenspieler, ein Begriff: Jackson Rathbone spielte in der erfolgreichen Vampir-Kinoreihe „Twilight“ (2008 bis 2012) mit. Der Engländer Taylor James gibt einen zweifelnden Samson, einen, der lieber den Frieden mit den Philistern will als den Krieg.

Ansonsten bleibt der Film eng an der biblischen Erzählung: Samson verliebt sich in eine Philisterin – im Film Taren genannt –, er tötet einen Löwen mit bloßen Händen, gibt seinen Kontrahenten ein Rätsel auf, das diese nur durch eine List lösen können. Er erschlägt 1000 Philister mit dem Unterkiefer eines Esels und raubt die Stadttore von Gaza. Die Dialoge sind teils fast wortwörtlich aus dem alttestamentlichen Buch der Richter entnommen.

„Es darf kein Schermesser an sei-nen Kopf kommen; denn der Knabe wird vom Mutterleib an ein Gott geweihter Nasiräer sein“ (Ri 13,5): So verkündet der Engel des Herrn die Geburt des Helden seiner un-fruchtbaren Mutter. Das ungescho-rene Haupthaar ist das Geheimnis seiner übermenschlichen Kraft. Was Siegfried dem Bad im Drachenblut



▲ Mit grimmigem Blick stellt sich Samson (Taylor James) den Philistern und ...



▲ ... hinterlässt in ihren Reihen Tod und Verderben. Fotos: Pure Flix Entertainment

verdankt, verdankt Samson seinen wallenden Locken.

Überzeugen kann die evangelika-le Millionen-Produktion durch ihre eindrucksvollen Landschaftsbilder. Gedreht wurde in Südafrika – doch die weiten Ebenen, schroffen Berge und mediterranen Wäldchen könn-ten genauso gut im Heiligen Land liegen. Auch die am Computer ent-standenen Ansichten der Philister-städte überzeugen. Nur der Königs-palast von Gaza sieht ein wenig zu sehr nach Mesopotamien aus.

Über weite Strecken scheint sich „Samson“ selbst nicht ganz ernst zu nehmen. Oder ist die Komik unfreiwillig? Dass Samson seine Gesprächspartner völlig anachroni-stisch siezt, kann man noch der wenig überzeugenden deutschen Syn-chronisation anlasten; dass Delila mit englischer Aussprache „Dileila“ genannt wird, auch.

Doch damit nicht genug. Die Bär-te der Hebräer wirken wie angeklebt, das Auftreten der Protagonisten ist teils übertrieben pathetisch. Voll-ends absurd wird es, wenn im Hei-ligen Land des zwölften vorchristli-

chen Jahrhunderts Mais angebaut wird – der kam damals nur in Ame-rika vor. Die Produzenten haben das „corn“ der englischen Bibelüberset-zung wohl zu wörtlich genommen: Es bedeutet schlicht Getreide, steht in Amerika aber für Mais.

Glaubhafte Kostümierung

Weitgehend glaubhaft ist dage-gegen die Kostümierung der Philister gelungen: Sie sehen aus, als seien sie direkt altägyptischen Darstellungen der „Seevölker“ entsprungen, ei-ner Gruppe wandernder Stämme, zu denen Historiker die Feinde der Israeliten zählen. Ob aber König Balek eine Krone im mittelalterlich anmutenden Stil gebraucht hätte, sei dahingestellt.

In Taylor James den von Gott erwählten Richter über das Volk Is-rael zu sehen, fällt schwer. Wenn er mit einfältig-grimmigem Blick und Eselsknochen ganze Heerscharen an Philistern verprügelt, erinnert das mehr an die Comic-Gallier Asterix und Obelix im Kampf gegen die Rö-mer. Ob sich die deutsche Synchro-

nisation davon hat irritieren lassen, als sie Samsons Beinahe-Ehefrau Ta-ren zu einer „Sklavin des Römischen Reichs“ machte?

Ausgerechnet der Höhepunkt des über weite Strecken kitschigen Films ist merkwürdig kurz und unspekta-kulär gehalten. Delilas Verrat an Samson (Ri 16,6-21), in der Bibel beinahe episch auf 15 Verse ausge-breitet, wird hier auf wenige Mi-nuten zusammengekürzt. Hat das Filmbudget vielleicht nicht mehr hergegeben?

„Er war nicht nur der allererste Superheld“, heißt es über Samson vollmundig auf der DVD und der Blu-ray, die bei M-Square Pictu-res erschienen sind. „Anders als die Marvel-Figuren“ habe es ihn wahr-scheinlich auch wirklich gegeben. Den angedeuteten Vergleich mit den Hollywood-Kinohits aus dem Marvel-Superhelden-Universum kann „Samson“ nur verlieren.

Die Kritiken sind fast durchweg unterirdisch. „Einfach nur schlecht“ sei der Film, schreibt die Webseite TheWrap. Die Schauspieler seien Amateure. Von „billigen Spezial-effekten und Kulissen“ ist an anderer Stelle die Rede. Und ein deutscher Kritiker meint: „Schön anzusehen-de Langeweile ist halt immer noch Langeweile.“

Ist „Samson“ ein kitschiger Film, eine billige Produktion? Sicher ja. Aber langweilig ist er gerade nicht. Plätschert der Film am Anfang eher seicht daher, nimmt er dann an Fahrt auf und hat seine großen Mo-mente. Wer sich auf das evangelika-le Werk einlässt, wird über gut an-derthalb Stunden durchaus passabel unterhalten – und das ohne in jeder Szene an die fromme Herkunft der Produktion erinnert zu werden.

„Samson“ ist kein guter Film. Es ist aber auch kein schlechter Film. Wer wenig erwartet, wird sicher angenehm überrascht. Für den an-spruchslosen Heimkinoabend fehlt streng genommen nur etwas Pop-corn. Das wird aus Mais gemacht. Passt also eigentlich nicht zu einem Film über das Heilige Land 1170 Jahre vor Christus. Aber das war den vermeintlich bibeltreuen Produzen-ten ja auch egal. *Thorsten Fels*

Information

„Samson“ ist bei M-Square Pictures auf DVD (EAN: 4059473002789) und Blu-ray (EAN: 4059473002727) erschienen und kostet im Handel 10 bis 15 Euro.

ZEITVERTREIB MIT MEHRWERT

Lesen gegen die Krise

Gerade jetzt: Sinnvolle Bücher für Kinder und Jugendliche



▲ In ein Buch schauen bildet und regt auch die Fantasie an. Foto: KNA

„Mir ist langweilig!“ – „Wann kann ich wieder draußen spielen?“ Solche oder ähnliche Sätze kennen viele Eltern in diesen Tagen nur zu gut. Selbst bei herrlichstem Frühlingswetter sollte man nicht raus, darf keine Freunde treffen. Ein wirksames Mittel gegen den Frust ist das Lesen: Bücher können unterhaltsam sein, aber auch Hoffnung und Mut machen.

Gerade in diesen von Unsicherheit und Distanz geprägten Tagen verspricht die Lektüre spannender und lehrreicher Bücher einen sinnvollen Zeitvertreib. Tatsächlich hat es das gute, alte Buch auch für die Kinder des 21. Jahrhunderts mächtig in sich: So ergab eine 2018 veröffentlichte Vorlesestudie der Stiftung Lesen, wie das (Vor-)Lesen die kindliche Entwicklung positiv beeinflusst.

Demnach fällt rund 78 Prozent der Kinder, denen mehrmals in der Woche oder täglich vorgelesen wurde, das Lesenlernen signifikant leichter. Bei den anderen ist das laut ihren Eltern deutlich seltener der Fall (50 Prozent). Fragt man die Kinder selbst, ist mehr als die Hälfte der Grundschüler mit wenig Vorleseerfahrung frustriert, weil ihnen das Lesenlernen zu lange dauert (52 Prozent). Bei Kindern, denen regelmäßig vorgelesen wurde, ist das nur in 28 Prozent der Fälle so.

Selbst in Zeiten von Smartphone, Videos und Online-Spielen ist das traditionelle Medium Buch also alles andere als verstaubt. Spannende Neuerscheinungen können dank des

Internets auch während der corona-bedingten Ausgangsbeschränkungen innerhalb kurzer Zeit erworben und geliefert werden.

Eines davon ist „Zehn gute Gründe für Gott. Die Zehn Gebote in unserer Zeit“ von Stephan Sigg. In zehn Geschichten zeigt Sigg, wo im Alltag von Jugendlichen die Gebote durchaus aktuell werden: Moritz und Alexander machen sich über Emilys Interessen lustig, Lena hat „Fake News“ verbreitet, und nun glaubt ihr niemand mehr. Niklas interessiert sich nur noch für sein Fitnessstraining.

Die Geschichten sind als lebensnahe Einführung speziell für Jugendliche in das biblische Thema gedacht. Sie zeigen, was die Zehn Gebote, diese moralische Richtschnur aus alter Zeit, mit dem Leben der Menschen heute zu tun haben. Das Buch ist eine überarbeitete Neuauflage eines bereits im Jahr 2011 zum ersten Mal erschienenen Bandes.



Stephan Sigg
ZEHN GUTE GRÜNDE FÜR GOTT
Die Zehn Gebote in unserer Zeit
ISBN: 978-3-522-30525-9
15 Euro

Über das Leben von Kindern in früheren, von Not und Entbehrung geprägten Zeiten können junge Leser in „Gestern war noch Krieg“ erfahren. Anlässlich des 75. Jahrestags des Endes des Zweiten Weltkriegs am 8. Mai hat der Thienemann Verlag ein Buch herausgebracht, in dem Kinderbuchautoren wie Christine Nöstlinger und Gudrun Pausewang zu Wort kommen: Sie erzählen von ihren Erlebnissen aus dem Krieg.

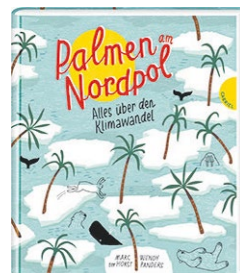
Kinder ab zehn Jahren können mit diesen Geschichten erste Einblicke in die Kriegsthematik bekommen: wie die Menschen diese Zeit, den Bombenkrieg, die Kapitulation, die Besetzung durch die alliierten Armeen, generell das Leben trotz Hunger und schlimmster Knappheit erlebt haben. Wissensbeiträge von Martin Verg, dem langjährigen Chefredakteur des Kindermagazins „Geolino“, ergänzen die literarischen Texte.



Martin Verg,
Jürgen Hübner,
Irmela Schautz
GESTERN WAR NOCH KRIEG
ISBN: 978-3-522-18552-3
12 Euro

Ein angesichts der Corona-Krise zwar seltener thematisiertes, jedoch aktuell bleibendes globales Problem ist der Klimawandel. Darüber können Kinder ab zehn Jahren verständlich und in nachvollziehbaren Zusammenhängen dargestellt in dem Buch „Palmen am Nordpol. Alles über den Klimawandel“ von Marc ter Horst und Wendy Panders lesen. Ter Horst und Panders beginnen buchstäblich bei Null: bei der Frühgeschichte des Klimas. Schritt für Schritt beschreiben sie die Ursachen des Klimawandels, dessen Folgen bis hin zu den aktuellen Maßnahmen, die gegen den Klimawandel gesetzt werden – Maßnahmen seitens der Politik wie auch jedes einzelnen.

Kinder lernen durch das Buch, wie notwendig letztlich auch persönliche Einschränkungen sind, um gemeinsam diese Krise zu bewältigen – und wie wichtig es ist, für eine lebenswerte Welt und gesunde Umwelt für uns sowie unsere Nachkommen die Hoffnung nicht zu verlieren. Erschienen ist das Buch im Verlag Gabriel.



Marc ter Horst,
Wendy Panders
PALMEN AM NORDPOL
Alles über den Klimawandel
ISBN: 978-3-522-30557-0
19 Euro

Das Bewusstsein, dass Einschränkungen und Geduld manchmal ebenso wichtig sind wie Hilfsbereitschaft, Zusammenhalt und Hoffnung – und dass diese Werte miteinander in Beziehung stehen – kann Kindern in diesen schwierigen Zeiten wertvolle Impulse geben. Weniger Süßigkeiten und dafür ein gutes Buch, das vielleicht ein Begleiter auf dem Weg des Erwachsenwerdens sein kann – das ist allemal überlebenswert.

Michael Link

Buchtipps

(Traum-)Reisen um die ganze Welt

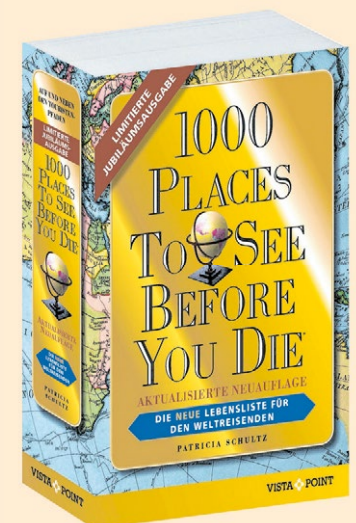
1000 PLACES TO SEE BEFORE YOU DIE
Patricia Schultz
ISBN 978-3-96141-419-2
15 EURO

Wer die Osterferien für eine Auszeit fernab der Heimat nutzen wollte, wurde in diesem Jahr enttäuscht: Wie Millionen Menschen überall auf der Welt mussten auch die Bundesbürger die Feiertage aufgrund der Corona-Krise daheim verbringen. Die Planung zukünftiger Urlaube oder auch einfach das Verreisen in Gedanken sind gute Möglichkeiten, in Zeiten der Pandemie von glitzernden Sandstränden, bunten Kulturen und Entdeckungstouren auf anderen Kontinenten zu träumen.

Inspirationen dazu bietet die jetzt erschienene Jubiläumsausgabe des Reiseführers „1000 Places To See Before You Die“ (etwa: 1000 Orte, die man gesehen haben muss, bevor man stirbt). Diese zeigt laut Vista Point Verlag, „warum das Buch, allen Nachahmern zum Trotz, das umfassendste, anregendste, und verlässlichste Reisebuch auf dem Weltmarkt ist und bleibt“.

Umfassend ist die 1200 Seiten starke Ausgabe allemal: Berücksichtigt werden Sehenswürdigkeiten und Reiserouten aller Kontinente. Die Übergänge von Land zu Land erfolgen dabei etwas unvermittelt, was wohl dem für diesen Inhaltsanspruch sehr begrenzten Platzangebot geschuldet ist. Ansonsten erfährt man kompakt, was warum zu welcher Jahreszeit sehenswert ist, welche Eintritts- oder Übernachtungskosten einzuplanen sind und wo man im Internet weiterführende Informationen erhält. Reise-Inspirationsquote: 100 Prozent!

Victoria Fels



VOM LUXUSGUT ZUR MASSENWARE

Jetzt geht's „ans Eingemachte“

Haltbare Lebensmittel selbst produzieren: Das Weckglas verhindert Corona-Engpässe

Versorgungslücken gehörten lange der Vergangenheit an. Durch die Corona-Krise könnten Lebensmittel hierzulande wieder knapp werden. Um gegenzusteuern, setzen viele auf eingekochtes Obst oder Gemüse. Vom „Einmachen“ oder „Einwecken“ sprachen schon die Großmütter. Sie meinten damit die Hitzesterilisierung als Verfahren zur Haltbarmachung von Lebensmitteln. Diese stellte ab 1900 eine geradezu revolutionäre Entwicklung für die häusliche Wirtschaft dar.

Von nun an ließ sich vieles bevorraten, was selbst erzeugt wurde und bis dato schlecht haltbar gemacht werden konnte. Das Ergebnis konnte die Hausfrau nach getaner Arbeit in gefüllten Vorratsregalen der dunklen, kühlen Keller ablesen: durchsichtige, dickwandige Gläser, gefüllt mit Apfelmus, eingelegten Mirabeln oder Sauerkirschen, Marmelade in verschiedensten Geschmacksrichtungen, sauer eingelegten Bohnen, in Essig-Zucker-Marinade eingelegtem Kürbis oder Roten Beeten.

Einweckgut gab Sicherheit

Oben war der in allen Farben glänzende Inhalt mit einem roten Dichtgummi und einem Glasdeckel mit Klammer luftdicht abgeschlossen und sorgfältig mit Jahresangabe beschriftet. Eine solche weitsichtige Vorrathaltung mit Hilfe von Einweckgut gab Sicherheit – denn nur so ließen sich winterbedingte Versorgungslücken und zeitweilig überbezahlte Angebote umgehen.

Fast jeder kennt Weckgläser sowie das im Sprachgebrauch gängige Verb „einwecken“, das untrennbar mit dem Familiennamen Weck zusammenhängt. Als Synonym zu „einkochen“ wurde der Begriff bereits 1934 in den Duden aufgenommen. Dass ein Familien- beziehungsweise Firmenname zum feststehenden Ausdruck in der deutschen Sprache wird, ist ungewöhnlich. Dem im Taunus geborenen Johann Weck (1841 bis 1914) ist es gelungen.

Er machte die dahinterstehende Konservierungsmethode berühmt, mit der die Haushaltsführung seinerzeit nachhaltig verändert werden konnte. Erfunden hat Weck das Einkochverfahren allerdings nicht. Vielmehr war es der Gelsenkirchener Chemiker Rudolf Rempel,



▲ ▼ Bei der badischen Firma Weck erinnern zahlreiche gefüllte Weckgläser an die historische Einkochpraxis. Einzelne Exponate stammen aus dem 19. Jahrhundert.



der im Jahr 1892 seinen Sterilisier- und Einkochapparat patentieren ließ. Das geschützte Verfahren des „Einweckens“ musste demzufolge

eigentlich „Einrempeln“ heißen – aber es kam anders.

1895 kaufte Johann Weck das Patent für diese Form der Hitze-

konservierung auf und gründete im Januar 1900 zusammen mit seinem kaufmännisch versierten Firmenpartner Georg van Eyck im südbadischen Öttingen nahe der deutsch-schweizerischen Grenze das Unternehmen „J. Weck u. Co.“. Vor allem van Eyck bewies von Anfang an Marketinggeschick, um das Unternehmen und die neue Haushaltstechnik bekannt zu machen.

Als Markenzeichen führte man die stilisierte Erdbeere mit dem eingeschriebenen Wort „Weck“ ein. Angestellte Hauswirtschaftsmeisterinnen über 30 schwärmten vom badischen Öttingen ins gesamte Reichsgebiet aus, um in Gemeindegemeinden von Pfarreien oder gar in Turnhallen gemeinschaftliche Schulungen rund um die neue Vorrathaltung anzubieten. Parallel dazu ließ man Werbeanzeigen schalten. Eine im Abonnement zu erhaltende Monatsschrift „Die Frischhaltung“ warb mit Tipps und Rezepten.

Lebensmittel einzukaufen, war den bäuerlichen Selbstversorgern auf dem Land fremd. Wer nicht rechtzeitig – von Juni bis Dezember – für einen gefüllten Keller sorgte, dem ging es im wahrsten Sinne des Wortes „ans Eingemachte“: Man konnte geradezu in existenzielle Not geraten.

Handgemachte Gläser

Die Anschaffung der Weckgläser und des benötigten Zubehörs war zunächst keine ganz billige Angelegenheit. Bis etwa 1921 handelte es sich bei den damals noch handgeblasenen Weckgläsern um hochpreisige Premiumprodukte, die vor allem in großen bäuerlichen Gütern Verwendung fanden. In landwirtschaftlichen Großbetrieben in Ostpreußen konnten schon mal bis zu 30 000 Weckgläser mit Einmachgut als Grundversorgung für die Angestellten erhalten.

Ein einzelnes Weckglas kostete mehr als eine Reichsmark. Das entspricht einem Kaufäquivalent von rund vier Euro und war merklich mehr als der durchschnittliche Stundenlohn eines Arbeiters Mitte der 1920er Jahre. Ein Kilogramm Roggenbrot bekam man damals für 38 Pfennig, ein Liter Vollmilch kostete 35 Pfennig, ein Kilo Kartoffeln acht Pfennig.

Ein Weckglas war damit beinahe ein Luxusgut. Eine Einkochaustrü-

tung mit einer gewissen Anzahl von Gläsern wurde als sehr hochwertiges Hochzeitsgeschenk betrachtet. Auch das einzelne Einweckglas galt als „kleiner Schatz“. Ungeschickte Kinder, die ein solches Glas vom Tisch stießen, mussten sich auf eine saftige Strafe gefasst machen.

Nach und nach änderte sich die Herstellung des einstigen Luxusguts: Statt Handarbeit kamen Maschinen bei der Produktion zum Einsatz. Auch die Patentrechte liefen aus, was zu einer preislichen Entlastung führte. Ende der 1920er Jahre waren die Gläser maschinell hergestellte Massenware, die in Industriebetrieben ebenso wie in bäuerlichen Haushalten eingesetzt wurden.

Da das Einmachgut – kühl und dunkel gelagert – viele Jahrzehnte haltbar bleibt, werden darin Zeitgeschichte, aber auch einzelne Lebensgeschichten sinnlich erfahrbar: etwa bei einem mit Haferkekzen gefüllten Glas, das die Bomben des Ersten Weltkriegs und die Evakuierung aus Dresden überstanden hat. Die Haferkekse waren ein eingelegerter Notvorrat in Kriegszeiten. Sie sind nicht mit Mehl zubereitet, sondern wurden mit Hafer „gestreckt“, um einen backfähigen Teig zu erhalten.

Soldat kehrte nicht zurück

Ein weiteres Beispiel aus dem Firmenarchiv von Weck in Öflingen ist ein Glas mit eingemachten Kirschen aus dem Jahr 1916. Es sollte das Willkommensgeschenk für einen jungen Frontsoldaten sein. Der aber kehrte wie so viele nicht aus dem Krieg zurück. Der Gedanke ist berührend, dass dieses Glas Erinnerungen der Angehörigen an die bescheidenen kulinarischen Vorlieben eines ganz bestimmten Menschen wachhält.

Ein kleines Glas mit Mulltupfern führt in die 1940er Jahre. Nicht zuletzt die Krankenhäuser hatten seinerzeit Interesse an dem Verfahren, um Steriles aufbewahren zu können. Starke Nachfrage bestand auch hinsichtlich der Kindermilch. Die Firma Weck lieferte mit ihrer Produktion in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen wichtigen Beitrag zur Eindämmung der Kindertuberkulose.

Der südbadische Standort der Firma ist den wenigsten bekannt, selbst so manchem Einheimischen nicht. Vielleicht liegt das daran, dass der Sitz der eigentlichen Weckglasproduktion seit 1949 in Bonn-Duisdorf zu finden ist. Ursprünglich war er in der Niederlausitz angesiedelt, wo es den für die Glasherstellung unerlässlichen Rohstoff Quarz gab.

Im Bonner Glaswerk rattern rund 330 Millionen Gläser jährlich über die Produktionsbänder. Die eigent-



▲ Weil es früher im Sommer häufig mehr Obst und Gemüse in den Gärten gab, als verbraucht werden konnte, wurde eingekocht. Man wollte so Vorräte für die langen und kargen Winter schaffen.

► „Koch auf Vorrat“: Der Spruch auf der historischen Werbetafel für Weckgläser ist Slogan und Aufforderung zugleich.

Das Einkochen erlebt seit einigen Jahren eine Renaissance. Besonders beliebt: Marmelade herstellen. Durch corona-bedingte Lieferengpässe könnte der Trend weiteren Zuspruch erhalten.



liche Leitung der Glaswerke und der Verkauf der erzeugten Ware erfolgt bis heute vom Standort Öflingen aus, dem ursprünglichen Wohnort und Arbeitsplatz des Besitzers Weck. Hier sind heute rund 100 Mitarbeiter tätig.

Das Einmachglas hat nicht nur zwei Weltkriege überlebt, sondern auch die Erfindung von Konservendose, Kühlschrank und Tiefkühltruhe. Auch die billige Discounterware konnte das Einmachen nicht völlig verdrängen. Durch die Folgen der Corona-Krise könnte aus dem alten Handwerk jetzt ein neuer Trend entstehen.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde in beinahe 90 Prozent der deutschen Haushalte eingekocht. Anfang der 1950er Jahre waren es noch rund zwölf Millionen Haushalte, während in den 1970er Jahren lediglich etwa zwei Millionen dieser Form der Lebensmittelbevorratung treu blieben. Heute sind es wieder fast sechs Millionen. Das Einmachen erlebt eine Renaissance – nicht erst seit Corona.

Traum vom Selbermachen

Seit 2011 hat sich die Zahl produzierter Haushaltsgläser bei der Firma Weck beinahe vervierfacht. Einen Großteil davon benötigt die Industrie als „nachhaltiges Behältnis“ beziehungsweise als hochwertige Verpackung. Aber auch in privaten Haushalten füllen sich jährlich wieder Millionen von Einmachgläsern. Warum eigentlich? Was bei den Vorfahren schlichte Notwendigkeit war, ist heute entspanntes Freizeitvergnügen oder entspringt dem Traum vom Selbermachen.

Man mag es „Lifestyle“ oder „Freizeithype“ nennen. Dahinter steht aber häufig auch „ein Umdenken hinsichtlich der industriellen Ernährung“, findet Rüdiger Mengel vom Weck-Museum. Der Gedanke von Nachhaltigkeit und sinnvoller Essensverwertung unterstützt den Trend. Viele Verbraucher orientieren sich wieder verstärkt an lokalen Erzeugermärkten und am saisonalen Angebot. Man möchte im wahren Sinne des Wortes „wieder selber Hand anlegen bei der Ernährung“.

Spitzenköche und Kochzeitschriften machen es vor und sorgen für einen Vorrat an originellen Ideen. So werden raffiniert aromatisierte Marmeladen oder Chutneys – häufig Produkte einer aufwendigen Feinschmeckerküche – eingeköchelt, selber verzehrt oder als Gastgeschenk mitgebracht. Und wem es ums Selbermachen geht, ohne es wirklich zu können, der greift neuerdings zur Backmischung im Einmachglas. Die gibt es heutzutage mitunter sogar beim Discounter.

Irene Krauß

33 Vor allem ging es um das Fällen der Bäume, damit man Brennholz hatte. Holz wurde schließlich nicht nur im Winter benötigt, sondern das ganze Jahr über. Da es noch immer keine Elektrizität im Haus gab, musste täglich der Küchenherd eingeleitet werden, damit man warme Mahlzeiten zubereiten konnte.

Auch musste alle paar Tage Brot gebacken werden. Brot beim Bäcker zu kaufen, wäre viel zu teuer gewesen, man hatte ja eigenes Getreide. Das Brot vom Dorf heraufzuschleppen, wäre außerdem sehr mühsam gewesen. Sich um das Getreide zu kümmern, gehörte ebenfalls zu den Aufgaben des Schwiegersohns. Er musste es säen, er musste es mähen, er musste das Korn zur Dreschmaschine schaffen und anschließend die Körner zentnerweise mit dem Buckelkorb zur Mühle tragen.

In der Gemeinschaftsmühle durfte jeder teilhabende Bauer zu einer festgelegten Zeit 24 Stunden mahlen. Danach schleppte Klaus das Mehl und die Kleie auf dem Rücken nach Hause. Gebacken wurde in der Küche im Schürherd, immer nur in kleinen Mengen. Ein Backhaus, wie anderswo üblich, besaß man nicht.

Die Kartoffelernte war ebenfalls Männersache, jedenfalls das Aushacken. Für die Frauen des Hofes war das Aufklauben schon anstrengend genug. Auch das Ausbringen von Mist und Gülle blieb überwiegend am Schwiegersohn hängen. Eine mühsame, äußerst unangenehme Arbeit.

Eine der Frauen half allerdings dabei. Damit man die steilen Wiesen düngen konnte, hatte man einen eigenen Mistkorb. In diesen schöpfte Klaus mit einer Gabel den Mist aus der klassischen Mistgrube, die sich damals noch hinter jedem Bauernhaus fand. Zu zweit schleppte man diesen Korb auf die Wiese, wo Klaus den Inhalt mit der Mistgabel möglichst gleichmäßig verteilte. Für die Gülle gab es ein Jauchefass, das man auf dem Rücken zu den Wiesen brachte, wo mithilfe einer Handpumpe der übel riechende Inhalt versprüht wurde.

In den Sommermonaten blieb unter der Woche die ganze Landwirtschaft an Zenta und ihren beiden Töchtern hängen. Ab Ende Mai oder Anfang Juni gestaltete sich diese etwas leichter, da standen die Rindviecher auf der Alm. Deshalb war auch keine Milch mehr zur Sennerei zu tragen. Allerdings behielt man eine Kuh am Hof, damit Milch zum Eigenbedarf zur Verfügung stand.

Weil die Kühe Ende September wieder zurückkamen, der Schwiegersohn aber an den Werktagen bis Ende Oktober nicht zur Verfügung stand, ließ man sich für den

Der Fluch der Altbäuerin



Nach dem Tod von Hans muss Zenta hart anpacken, um ihre Familie zu ernähren. Sie wird dabei kräftig von ihren beiden Töchtern unterstützt, die noch auf dem Hof leben. Auch der kleine Paul muss fleißig mitanpacken. Ihre größte Hilfe ist aber Schwiegersohn Klaus, der die schwersten Arbeiten übernimmt.

Milchtransport eine andere Lösung einfallen. Einmal am Tag lud man die Kannen auf ein Wagerl, und Zentas Töchter fuhren damit zur Milchannahmestelle. Dabei fungierte die eine als Lenker und die andere als Bremser. Kaum dass der kleine Paul sechs Jahre alt war, konnte er eine dieser Aufgaben übernehmen und eine seiner Schwestern wurde frei für andere Arbeiten.

Das mit dem Wagerl hatte sich im Herbst so gut bewährt, dass man im Winter die Kinder die Milchkannten mit dem Schlitten zur Sennerei transportieren ließ. Daher konnte sich der einzige Mann im Haus intensiv um das Brennholz kümmern.

Als ob Zenta nicht schon genug am Hals gehabt hätte, lud sie sich noch eine zusätzliche Arbeit auf. Es war Ende Juni 1959. Die Heuernte war glücklich beendet, die Töchter waren hinterm Haus mit Waschen beschäftigt, und weil es für die Bäuerin gerade nichts zu tun gab, erlaubte sie sich eine kurze Rast auf der Bank vor dem Haus. Sie saß noch nicht lange, da beobachtete sie aufmerksam ein Auto, das auf dem Schotterweg heraufholperte.

Ein Auto auf dieser Straße war ein ganz seltenes Ereignis. Zu ihrer Überraschung bog das Fahrzeug in ihren Hof ein, und der Fahrer kurbelte die Scheibe herunter. In einer Sprache, die für ihr Ohr fremd klang – es war Hochdeutsch – fragte er, ob sie nicht ein Ferienquartier für zwei Wochen für vier Personen hätte. „Das wäre schon möglich. Kommen Sie erst einmal mit“, gab die Bäuerin

gedehnt zur Antwort. Gleichzeitig ging sie in Gedanken ihre Räumlichkeiten durch, um herauszufinden, wie sich das bewerkstelligen lassen konnte.

Zunächst führte sie die Leute, ein Elternpaar mit zwei Buben von zwölf und 14 Jahren, in ihre Küche und ließ sie am Tisch Platz nehmen. Um die Fremden zu ködern, bewirtete Zenta diese erst einmal mit frischer Milch. „Von meiner Seite aus wäre das kein Problem“, griff sie das Thema auf. „Es ist die Frage, ob ihr mit den einfachen Verhältnissen zufrieden seid.“

„Wie meinen Sie das?“, wollte das Familienoberhaupt wissen. „Nun, es gibt bei uns noch kein elektrisches Licht und kein fließendes Wasser.“ „Gibt es so etwas tatsächlich noch?“, staunte die Ehefrau. „Aber Sie haben doch sicher eine Möglichkeit, wo man sich waschen kann?“

„Freilich. Im Hof steht ein Brunnen, an dem könnten Sie sich waschen. Wenn Ihnen das lieber wäre, könnte ich Ihnen aber auch Wasser in Ihre Kammern tragen. In jeder befindet sich eine Waschschüssel.“

„Meinen Sie mit Kammer etwa Schlafzimmer?“, zeigte sich einer der Buben amüsiert. „Freilich meine ich das“, säuselte die Bäuerin in dem Bestreben, sich diese Gäste nicht entgehen zu lassen. Nun wagte auch der andere Sohn eine Frage: „Wenn Sie kein Elektrisches haben, womit beleuchten Sie dann, wenn es dunkel wird?“

„Jetzt im Sommer ist's ja lange hell. Für alle Fälle aber steht in je-

der Kammer eine Petroleumlampe. Zusätzlich gibt es einen Halter mit Kerze, falls mal jemand in der Nacht raus muss.“ Der Familienvater, der dem Gespräch bis dahin aufmerksam gefolgt war, hakete ein: „Ach ja, wenn Sie kein fließendes Wasser haben, wie ist es dann um die sanitäre Anlage bestellt?“

„Um was für eine Anlage?“, fragte Zenta befremdet. „Er meint das WC“, erklärte die Urlauberin. Auf Zentas Gesicht konnte sie jedoch keinen Hauch von Erkenntnis entdecken, deshalb versuchte sie es anders: „Wir meinen das Klosett. Die Toilette.“ Nun ging ein Aufleuchten über das Gesicht der Bäuerin: „Ach so, Sie meinen das Scheißheisl? Ja, das ist im Hof, gleich neben dem Misthaufen.“

„Ach, wie praktisch!“, lobte die Touristin. Er dagegen rümpfte die Nase und antwortete mit angewidertem Gesicht: „Ich weiß nicht, ob wir uns das wirklich antun wollen, in der Nacht mit einer Kerze herumzuwandern wie das Darmol-Männchen.“ (Eine bekannte Werbefigur in den 1950er Jahren.) „Warum nicht, Papa?“, fragte der ältere Sohn. „Das hat doch was von Nostalgie.“

Noch ehe ein weiterer Kommentar erfolgte, bot Zenta für das kleine Geschäft ein Nachthaferl an, damit man nachts nicht ins Freie müsse. „Ein Nachthaferl?“, platzte der Jüngere lachend heraus. „Meinen Sie einen Pisspott?“ „Aber Tobias! Mäßige dich in deinen Ausdrücken!“, tadelte der Vater. „Wenn sie Scheißheisl sagen darf, dann kann ich auch Pisspott sagen“, rechtfertigte sich der Sprössling.

„Egal wie das nächtliche Geschirr heißt, Eduard, ich meine, wir sollten hier unsere Zelte aufschlagen. Schon allein wegen der traumhaften Aussicht. Und mal zwei Wochen ohne fließendes Wasser, Elektrizität und WC werden wir schon überleben. Das ist doch sehr romantisch.“ Der Vater Eduard wiegte bedenklich sein Haupt, und Zenta sah schon ihre Felle davonschwimmen. Um noch etwas zu retten, warf sie schnell ein: „Gewiss, es fehlt bei uns an einigem Komfort, dafür ist der Preis aber äußerst günstig: 40 Schilling pro Kammer und Nacht, und das Frühstück ist auch noch drin.“

► Fortsetzung folgt

Der Fluch der Altbäuerin
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG
ISBN:
978-3-475-54804-8



Mundschutz selbst gemacht

Mit Stoffresten, Gummiband und Basteldraht lässt sich eine Behelfsmaske nähen

Trotz der inzwischen eintrudenden Lieferungen aus China und der endlich angelaufenen Produktion in Deutschland sind Gesichtsmasken hierzulande noch immer Mangelware. Deshalb sollten sie vorerst denen vorbehalten sein, die sie am dringendsten benötigen: Ärzten, Arzthelferinnen und Krankenpflegern sowie den Mitarbeitern in Krankenhäusern, Behinderteneinrichtungen, Alten- und Pflegeheimen sowie Bestattungsunternehmen.

Für alle anderen kann derweil ein selbst gemachter Mundschutz sinnvoll sein. Aus Stoffresten lassen sich so genannte Mund-Nasen-Masken einfach selbst nähen. Diese Behelfsmasken schützen zwar nicht zuverlässig vor einer Infektion, sie können aber die Weitergabe des Virus verhindern, wenn man selbst erkrankt ist.

Anleitungen zum Selberrähen gibt es zuhauf im Internet. Auch „Burda Style“, ein beliebtes Magazin für Hobbysewler, bietet kostenlose Schnittmuster an. Unsere Redakteurin Simone Sitta hat mit ihrer Tochter Sonja ausprobiert, ob die Nähvorschläge auch für weniger Geübte umsetzbar sind, und einen Mundschutz von Burda genäht.

„Ich finde, für den ersten Versuch ist er gut gelungen“, freut sie sich. Die Maske – auf Wunsch von Tochter Sonja im angesagten Flamingo-Design – liegt dank eines eingezogenen Drahts oben gut an und ist deshalb auch für Brillenträger geeignet. Wenn eine Maske nicht gut sitzt, laufen nämlich die Brillengläser an. „Die kostenlose Nähanleitung war gut verständlich und einfach zu nähen“, finden Mutter und Tochter.

Der Stoff sollte vor dem Nähen gewaschen werden, damit die fertige Maske später beim Waschen nicht einläuft. Vor dem Zuschneiden sollte er zudem gebügelt werden.

Die Maske besteht aus zwei Stofflagen, zwischen diese später eine



▲ Dank Schnittmuster ist es nicht schwer, einen Mundschutz zu nähen.

Einlage geschoben werden kann. „Burda Style“ bietet das Schnittmuster in vier Größen an: S für Babys und kleine Kinder, M für Kinder und zierliche Erwachsene, L für normale Erwachsene und XL für große Erwachsene.

Und so geht's:

Zuerst die Schnittmuster ausdrucken und in der gewünschten Größe ausschneiden. Die Nahtzugabe von einem Zentimeter ist bereits eingerechnet. Dann den Stoff zur Hälfte falten, so dass die schöne Stoffseite nach innen zeigt (rechts auf rechts). Darauf das Papierschnittteil 1 stecken und mit Kreide oder Stift entlang der Papierkante anzeichnen.

Das Maskenteil ausschneiden und das Papier entfernen, die zwei Stoffteile aber aufeinander liegen lassen. Mit Schnittteil 2 auf die gleiche Weise den Futterstoff zuschneiden. Die aufeinander liegenden Stoffteile dann jeweils an der runden Seite zusammennähen – mit einem Zentimeter Abstand zur Kante. Dann die Nahtzugabe etwas zurückschneiden und auseinanderbügeln. Durch ein beidseitiges absteppen der Mittelnaht in einem Abstand von etwa



▲ Die beiden Stoffteile werden rechts auf rechts zusammengenäht.

zwei Millimetern liegt die Naht flacher, was den Tragekomfort erhöht.

Beim Futterstoff sollten außerdem die seitlichen Ränder mit einem Zickzack-Stich versäubert werden. Anschließend werden sie einen Zentimeter nach innen gebügelt und festgenäht.

Jetzt werden die beiden Teile – Außenstoff und Futterstoff – rechts auf rechts gelegt. Das heißt, die schönen Stoffseiten liegen innen. Die Nähte müssen aufeinander liegen. Das Ganze so mit Stecknadeln fixieren, dass nichts verrutscht.

Außenstoff und Futter an der langen Seite im Abstand von einem Zentimeter zur Kante aufeinandernähen. Jetzt kann die Maske gewendet werden. Die Kanten oben und unten bügeln. Die Nahtzugabe nach innen falten und ebenfalls bügeln.

Anschließend entlang der oberen und unteren Kante im Abstand von etwa sieben Millimeter absteppen. Jetzt ist die Maske fast fertig.

Nur noch die seitlichen Zugaben der Maske eineinhalb Zentimeter nach innen bügeln und im Abstand von einem Zentimeter zur Kante festnähen. In die so entstandenen Tunnel wer-



▲ Links und rechts der Mittelnaht sowie am oberen und unteren Rand der Maske abgesteppert, kann sich der Stoff nicht mehr verziehen. Zwischen obere Stoffkante und Steppnaht wird später der Draht eingezogen.



▲ Die Sicherheitsnadel einfach im Tunnel verschwinden lassen. Zum Waschen kann der Gummi so ganz einfach entfernt werden.

den mit Hilfe einer Sicherheitsnadel Gummibänder eingezogen. Man kann die Gummibänder in der passenden Länge zusammennähen oder sie mit kleinen Sicherheitsnadeln fixieren.

Jetzt noch den Draht auf die richtige Länge zuschneiden und an den Enden umbiegen. Er wird in den schmalen Zwischenraum zwischen oberer Kante und Steppnaht eingezogen. Zwischen den äußeren und den inneren Stoff kann noch eine Einlage geschoben werden. Draht und die Einlage sollten vor dem Waschen entfernt werden.

Für Simone und Sonja Sitta fängt die Arbeit jetzt erst an. „Wir bekommen viele Anfragen aus Familie und Freundeskreis“, erzählen Mutter und Tochter. „Wir nähen weiter!“

Kostenloses Schnittmuster:

www.burdastyle.de/mundschutz_tutorial

Material

- Baumwollstoff, etwa 40 x 40 cm
- Gummiband, 5 mm breit
- 2 kleine Sicherheitsnadeln
- mittelstarker Basteldraht
- Für eine Einlage zum Wechseln: Küchenpapier oder Hygiene-Vlies (Staubsaugerbeutel)



◀ Der Flamingo-Stoff wird die Außenseite der Maske, der weiße Stoff das Futter. Die Ränder des Futterstoffs werden umgenäht, damit sie nicht ausfransen.

Fotos: Sitta

„Ständige Reisererei ist Irrsinn“

Harriet Köhler hat eine Gebrauchsanweisung für das Daheimbleiben geschrieben

Harriet Köhler ist früher leidenschaftlich gerne verreist. Doch sie hat erkannt: Hinter Fernweh steckt viel mehr als die Sehnsucht nach Ferne. Sie begann, das ständige Reisen zu hinterfragen und sich das Urlaubsgefühl nach Hause zu holen. Darüber hat sie das Buch „Gebrauchsanweisung fürs Daheimbleiben“ geschrieben. Im Interview erzählt die Autorin, wie man die Welt vor der eigenen Haustür neu entdecken kann – und warum man sogar zu Hause Heimweh bekommen kann.

Frau Köhler, Sie haben lange geglaubt, Urlaub bringe automatisch Entspannung, und zu Hause bleiben sei langweilig. In Ihrem Buch stellen Sie aber fest: Das war ein Irrglaube. Warum?

Irgendwann ist mir klar geworden, was für ein Irrsinn die ständige Reisererei eigentlich ist. Acht Prozent des weltweiten Treibhausausstoßes gehen auf den Tourismus zurück, also darauf, dass wir glauben, im Urlaub nicht zu Hause bleiben zu können. Aber deshalb aufs Reisen verzichten? Das hätte ich mir lange nicht vorstellen können. Doch als ich es endlich tat, war es total einfach – viel einfacher, als auf Zucker oder Kaffee zu verzichten. Seither genieße ich es, die Welt vor und hinter der eigenen Haustür zu entdecken. Ohne Stress, ohne Jetlag, ohne Demütigung durch mehrsprachige Speisekarten und ohne das Gedrängel in historischen Innenstädten.



▲ Harriet Köhler ermutigt dazu, das Fernweh daheim zu stillen.

Foto:Urban Zintel/Piper Verlag



▲ Um zu entspannen, muss man nicht in die Ferne reisen. Harriet Köhler gibt Tipps, wie es gelingt, zu Hause dem Alltag zu entfliehen. Foto: gem

Ihr Buch soll eine „Gebrauchsanweisung“ sein. Was müssen wir denn lernen, um erfolgreich zu Hause zu bleiben?

Daheim bleiben bedeutet nicht nur, das Reisen sein zu lassen. Eigentlich ist es eine Lebenseinstellung. Wem es gelingt, mit dem zufrieden zu sein, was er hat, der muss sich nicht mehr ständig an einen anderen Ort wünschen. Er braucht auch nicht ständig neuen Kram einkaufen, muss nicht mehr mitmachen beim alltäglichen „schneller, höher, weiter“.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Heimweh und Fernweh recht ähnliche Empfindungen sind. Woran liegt das?

Sowohl Heim- als auch Fernweh richten sich weniger auf einen Ort in der Außenwelt als auf eine innere Empfindung. Beides sind Gefühle des Defizits, des Mangels: Wer Fernweh hat, wünscht sich nicht einfach irgendwo anders hin, sondern sehnt sich danach, an einem anderen Ort etwas anderes zu erleben und dabei sein Alltags-Ich abzustreifen. Und wer Heimweh hat, der fühlt sich einsam, unbehaust und vermisst eine Zeit, in der er sich aufgehoben fühlte – insofern kann man natürlich auch zu Hause Heimweh haben.

Die Sehnsucht, sich zu erholen und die Welt zu entdecken, führt oft zu Fernweh. Wie lässt sich dieses daheim stillen?

Vielleicht, indem man sich klar macht, dass auch das Reisen das Fernweh nicht unbedingt stillt. Denn wir haben zwar Sehnsucht danach, unsere deutsche „Kartoffeligkeit“ hinter uns zu lassen, unsere Korrektheit, Langeweile und Funktionskleidungsmentalität. Aber wie oft gelingt uns das schon? Wir nehmen uns selbst ja immer mit.

Wer hat noch nie im fernen Ferienhaus Büroprobleme gewälzt? Wer noch nie nach einem Tag voller Streit im romantischsten Restaurant der Welt beleidigt geschwiegen? Warum also nicht zu Hause all die Dinge tun, die man sonst nur im Urlaub macht, und dabei eine andere Version seiner selbst ausprobieren, eine, die gelassener, interessierter, eleganter ist?

Muss man wirklich oft weg, um ein spannendes Leben zu haben?

Ich würde sagen: Ein neugieriger Geist langweilt sich nirgendwo, auch zu Hause nicht. Aber klar, wenn man seine vertraute Umgebung für nicht sonderlich bemerkenswert hält, dann ist sie das natürlich auch nicht.

Wie kann man zu Hause Neues entdecken und seinen Horizont erweitern?

Indem man sich den eigenen Wohnort ansieht, wie ein Tourist das tun würde. Auf langen Spaziergängen kann man jede Menge entdecken. Und wer eine Stadtführung

durchs eigene Viertel bucht, lernt außerdem eine Welt kennen, von der man heute nicht mehr so viel sieht.

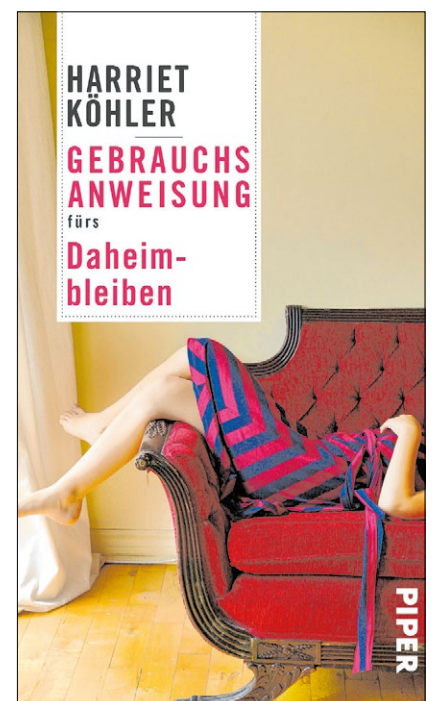
...wobei Stadtführungen gerade nicht möglich sind.

In diesen Zeiten empfehlenswert: mal bei den Nachbarn klingeln und nachhören, wie es denen so ergeht – und bei Bedarf Hilfe anbieten. Es verwurzelt einen noch mal ganz neu, wenn man mit den Menschen vor Ort verbunden ist. Ist es nicht idiotisch, dass wir so versessen darauf sind, in der Ferne Land und Leute kennenzulernen, und oft nicht mal die Leute kennen, mit denen wir Tür an Tür leben?

Was hilft, in den eigenen vier Wänden dem Alltag zu entkommen?

Muss man denn dem Alltag unbedingt entkommen? Dann hilft es vielleicht, all die Dinge zu tun, für die man im Alltag nicht die Ruhe findet. Also: einen dicken Klassiker lesen. Mit Muße kochen. Alte Freunde anrufen. Ausmisten. Den Balkon auf Vordermann bringen. Und zwischendurch: ein bisschen wie in den Ferien leben. Wie wäre es, die Matratze mal ins Wohnzimmer zu schieben und dort zu schlafen? Im Garten zu zelten? Ein ganz neues Hobby auszuprobieren? Und wenn die Sehnsucht gar nicht weggeht: Dann könnte man ja auch die nächste Reise planen, ganz in Ruhe, schwelgerisch und ausführlich.

Interview: Vera Kraft



▲ Das Buch (EAN 978-3-492-27735-8; 208 Seiten) ist beim Piper Verlag erschienen und kostet 15 Euro.

Ein Plädoyer für den Maulwurf

Auch wenn seine Hügel lästig sind: Das Tier des Jahres 2020 verdient eine Chance

Über einen Maulwurfshügel kann man sich streiten. Den einen, vermutlich sogar den meisten, ist eine unversehrte Rasenfläche hoch und heilig – und der kleine Tagebauarbeiter gilt daher vielen als Feind. Es gibt aber auch eine andere Sicht der Dinge. Der Trend zurück zum naturnahen Garten hat gelassener Hobbygärtner hervorgebracht: Sie tolerieren nicht nur Schädlinge und Unkräuter, sondern auch Maulwürfe auf ihrem Grundstück – sie geben ihnen sogar bewusst ein Zuhause.

Der Grund liegt auf der Hand: Warum etwas vertreiben, was von Natur aus bei uns beheimatet ist und zum Öko-System gehört? Und abgesehen von den Grabhügeln auf dem Rasen, die nicht jedermanns Sache sind, ist der Maulwurf sogar ein fleißiger Helfer des Hobbygärtners.

Beste Blumenerde

Er vertilgt unermüdlich Schädlinge und vertreibt die gefräßigen Wühlmäuse, erläutert die Deutsche Wildtier-Stiftung. Sie hat den Maulwurf zum „Tier des Jahres 2020“ gekürt. Mit der Wahl will die Stiftung auf die ökologische Funktion einer geschützten Art aufmerksam machen.

Wo Maulwürfe leben, sei das Bodenleben meist intakt, erläutert die Stiftung. Die Tiere durchwühlen und lockern die Erde, daher ist sie frei von Unkraut und Wurzeln – und somit optimal zum Gärtnern.

Die Tierschutzorganisation „Vier Pfoten“ rät, die Erde mit einem Spaten abzutragen und als Blumenerde für Töpfe zu nutzen. Oder man verteilt sie locker, in einer sehr dünnen Schicht, wieder über den Rasen.



▲ So putzig er auch aussieht, der Maulwurf ist bei den meisten Gartenbesitzern nicht gerade beliebt. Dabei ist er eigentlich ein fleißiger Helfer. Fotos: gem

Selbst der Deutsche Schädlingsbekämpfer-Verband erklärt: „Der Maulwurf ist eher als Lästling denn als Schädling zu bezeichnen. Maulwurfshaufen stellen meist nur ein optisches Problem dar.“

So ein Maulwurf ist ein faszinierendes Tier: Er ist perfekt an seinen Lebensraum im Erdreich angepasst. Er hat schaufelförmige Vorderbeine zum Graben. Hautfalten schützen seine Augen und Ohröffnungen vor herumfliegenden Erdkrümelchen.

Er kann bis zu sechs Kilo Erde pro Stunde bewegen und seine Tunnel um bis zu 30 Zentimeter pro Minute verlängern, erklärt „Vier Pfoten“.

Da seine dichten Haare keine bestimmte Wuchsrichtung haben, sind sie in alle Richtungen biegsam – und das bietet ihm Bewegungsvorteile in den engen Gängen, erklärt die Deutsche Wildtier-Stiftung.

Der Maulwurf orientiert sich darin mit Hilfe von Tasthaaren, die an seiner Schnauze und am Schwanz sitzen. „Blind wie ein Maulwurf“ ist das Tier übrigens nicht. Er sieht zwar im Vergleich zu anderen Tieren schlecht, kann aber Hell-Dunkel-Schattierungen erkennen. Außerdem hat er neben den Tasthaaren noch einen weiteren Tastsinn an der Rüsselnase, der nur bei Maulwürfen vorkommt.

Unter Naturschutz

Wer trotzdem keine Maulwurfshügel auf seinem Rasen dulden möchte, hat wenig Chancen. Zwar gibt es Geräte im Handel, die Maulwürfe abschrecken oder vertreiben sollen, sicher wirken diese aber nicht. Fangen und töten darf man die Tiere nicht, denn sie stehen un-

ter Naturschutz. Nur in besonders begründeten Ausnahmefällen kann man dafür eine Ausnahmegenehmigung bei den zuständigen Behörden beantragen, erläutert der Schädlingsbekämpfer-Verband.

Kinder und Partys

Gute Chancen für eine Lösung hat man laut „Vier Pfoten“ mit Kindern, vielen Freunden und Haustieren. Denn die scheuen Maulwürfe registrieren Erschütterungen und Lärm intensiv – und verziehen sich vom Grundstück, wenn sie dauerhaft keine Ruhe haben. Wer ihn loswerden will, sollte vielleicht einfach mal die Kinder öfters draußen spielen lassen. Oder ein paar Grillpartys im Sommer geben, wenn man einen Maulwurfshügel im Garten entdeckt hat.

Wer sich wirklich eine unberührte Rasenfläche wünscht, könne alternativ den Maulwurf mit etwas stinkender Knoblauchbrühe vertreiben. Davon etwas in die Gänge gießen, rät „Vier Pfoten“ – aber nicht zu viel, damit der Maulwurf nicht ertrinkt.

Und wenn das lästige Tier nicht verschwindet und vielleicht sogar noch Blumenzwiebeln und andere Wurzeln anfrisst? Tja, dann handelt es sich womöglich gar nicht um den friedliebenden insektenfressenden Maulwurf, sondern um gefräßige Wühlmäuse. Auch diese legen ein weitläufiges Gänge-System im Boden an. Sie übernehmen sogar alte Maulwurfsgänge.

Maus oder Maulwurf?

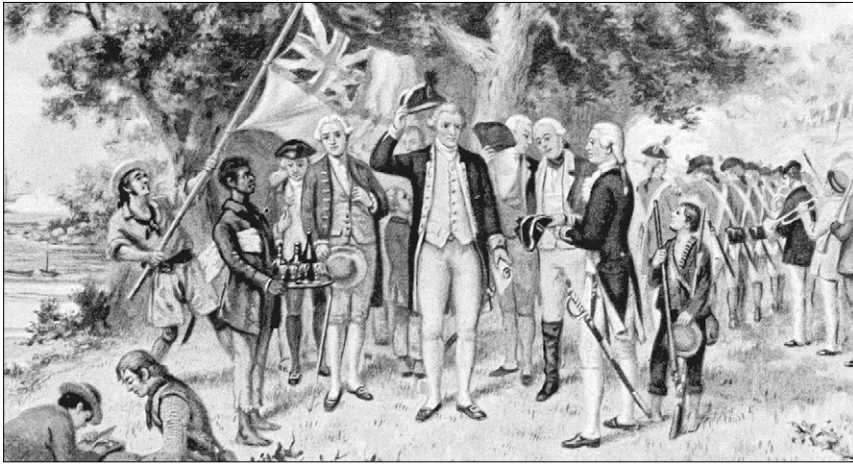
Um welches Tier es sich handelt, findet man mit einem Trick heraus. Man wühlt einen Gang neben den Erdauswürfen mit einem Stab auf und legt ein Stück frei. Dann steckt man eine Karotte in die Enden des Ganges und wartet ab. Der Maulwurf wird unterhalb des geöffneten Bereiches einen neuen Gang anlegen, ihn also unterwühlen. Die Wühlmaus wird die Karotte eher annagen und den Gang erneut verwühlen.

Es gibt noch andere Hinweise: Die Gänge der Maulwürfe enden unter einem Erdhaufen. Die Gänge der Wühlmäuse liegen hingegen neben den Erdhaufen, deren Form unregelmäßiger und niedriger ist als die Haufen der Maulwürfe. Zudem ist die Erde feiner und mit Pflanzenresten vermischt.

Simone Andrea Mayer



◀ Die Erde der Maulwurfshügel eignet sich wunderbar als Blumenerde. So lässt sich den braunen Haufen im Garten noch etwas Positives abgewinnen. Denn vertreiben lässt sich das „Tier des Jahres 2020“ kaum.



▲ „Im Namen Seiner Majestät König Georgs des Dritten“: James Cook erklärt New South Wales formell zum britischen Besitz.

Vor 250 Jahren

Kontinent der Kängurus

In geheimem Auftrag erforschte James Cook Australien

Über Jahrhunderte hinweg waren die unbekanntesten Küsten und Landmassen im Südpazifik nur ein weißer Fleck auf immer genauer werdenden Seekarten. Von ihrer Existenz hatten zwar bereits um 1300 chinesische und indische Seefahrer gehört, doch erst 1770 untersuchte James Cook den von Kartografen vermuteten riesigen „Südkontinent“ genauer.

Vermutlich waren es portugiesische Seefahrer, die kurz nach 1500 als erste Europäer die Nordküste Australiens erreichten. Im 17. Jahrhundert kartografierten holländische Expeditionen einzelne Abschnitte der Nord- und Westküste. Doch bis Mitte des 18. Jahrhunderts existierte nur fragmentarisches Wissen über das Phantom namens „Terra Australis incognita“. Wie weit erstreckte sich die Landmasse des sogenannten Neu-Holland?

Als am 26. August 1768 eine britische Expedition unter dem Kommando des 40-jährigen James Cook in Plymouth die Anker lichtete, lautete das offizielle Missionsziel Tahiti, wo im Juni 1769 das seltene astronomische Schauspiel des Venustransits vor der Sonne beobachtet werden sollte. In Wahrheit hatte Cook von der britischen Admiralität in einem versiegelten Umschlag den Geheimauftrag erhalten, von Tahiti aus auf Südkurs zu gehen, für die Krone die Küsten des unbekanntesten Kontinents zu erforschen und in Besitz zu nehmen.

Der erfahrene Seemann Cook hatte sich als Schiff die 32 Meter lange „Endeavour“ ausgewählt, einen vormaligen Kohlenfrachter. Mit seinem geringen Tiefgang und flachen Rumpf war das Schiff ideal für Gewässer mit

unbekanntem Untiefen. Zur Besatzung zählten zahlreiche Wissenschaftler, insbesondere Botaniker.

Am 20. April 1770 gegen 6 Uhr morgens sichtete Cooks Erster Offizier, Leutnant Zachary Hicks, als erster Europäer die Südostküste Australiens. Der unbekanntesten Küstenlinie nordwärts folgend gelangte Cook in eine geschützte Bucht. Am 29. April betrat er mit einem Landungstrupp erstmals den Boden des fünften Kontinents – misstrauisch beäugt von den Ureinwohnern, den Aborigines.

Als die Briten Warnschüsse aus ihren Musketen abfeuerten, antworteten die Aborigines mit Speerwürfen, dann zogen sie sich zurück aus der Bucht, die in ihrer Sprache „Kurnell“ hieß. Die Briten nannten sie wegen des Reichtums an unbekanntem Pflanzen, die Cooks Botaniker in Begeisterung versetzten, „Botany Bay“. Ein paar Kilometer weiter nördlich passierte die „Endeavour“ jene Küstenregion, an der später die Metropole Sydney entstehen sollte.

Am 11. Juni dann der Schock: Die „Endeavour“ lief auf dem Great Barrier Reef auf Grund. Es dauerte sieben Wochen, um die Schäden zu reparieren. Am 22. August 1770 nahm Cook durch formelle Proklamation seine Entdeckungen als „New South Wales“ für die britische Krone in Besitz.

In der Zwischenzeit waren die Briten auf ihnen unbekannte Tiere gestoßen, die sie anfangs für so etwas wie Riesenhasen hielten. Von freundlich gesonnenen Aborigines hörten Cooks Leute die Bezeichnung „Gangurru“ – woraus der Botaniker Joseph Banks in einer Tagebuchnotiz den Namen „kangaroo“ (Känguru) machte.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

18. April Wigbert, Herluke

1880 starb Gerardus Johannes Mulder. Mit einem Kollegen veröffentlichte der niederländische Mediziner, Pharmakologe und Chemiker einen Bericht über die Ansteckung von Cholera. Mulder erforschte ferner die Pflanzenernährung und gilt als Entdecker des tierischen und pflanzlichen Proteins.

19. April Leo IX., Marcel Callo, Emma, Timo

Mit den Gefechten von Lexington und Concord zwischen einer amerikanischen Miliz und britischen Truppen begann vor 245 Jahren der Amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Durch ihn lösten sich die bisherigen 13 Kolonien vom Mutterland Großbritannien und gründeten als Folge die Vereinigten Staaten.

20. April Hildegund von Schönau, Oda

„Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends // wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts“ – so beginnt die „Todesfuge“, das bekannteste Gedicht Paul Celans. Der jüdische Schriftsteller, der im Holocaust seine Eltern verlor, starb vor 50 Jahren.

21. April Konrad von Parzham, Anselm



Bereits in jungen Jahren entschied sich Vinzenz Pallotti für ein geistliches Leben. Der Priester engagierte sich in der Armen- und Jugendseelsorge und gründete die „Vereinigung des Katholischen Apostolats“ sowie Schwestern- und

Brüdergemeinschaften. Während des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde er heiliggesprochen. Pallotti wurde 1795 geboren.

22. April Maria Gabriella Sagheddu, Kajus

Das Licht der Welt erblickte 1870 Wladimir Iljitsch Uljanow. Unter dem Pseudonym Lenin ging er in die Weltgeschichte ein. In der Oktoberrevolution stürzten seine Kommunisten die Republik in Russland und führten die Diktatur des Proletariats ein. Die Sowjetunion hätte es ohne Lenin nicht gegeben.

23. April Georg, Adalbert

Dieter Kürten wird heute 85 Jahre alt. Mehr als drei Jahrzehnte präsentierte er das „aktuelle sportstudio“ im ZDF. Im Gedächtnis bleiben seine Moderation der Fußball-WM 1990 sowie die Sendung, in der ein Schimpanse Maria Weissmüller, der letzten Ehefrau des ehemaligen Schwimm-Olympiasiegers Johnny Weissmüller, die Perücke vom Kopf riss.



24. April Fidelis von Sigmaringen, Wilfried

Den Sternenhimmel ohne störenden Einfluss der Erdatmosphäre zu betrachten, ermöglicht das Weltraumteleskop Hubble (Foto unten). Vor 30 Jahren startete die US-Raumfähre „Discovery“ in Florida und setzte das Objekt in 611 Kilometern Höhe aus. Hubble stützt die Forschung etwa bei der Frage nach dem Alter des Universums.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ April 1990: Das Hubble-Weltraumteleskop wird von der „Discovery“ in den Welt- raum ausgesetzt. Seitdem liefert es hochauflösende Bilder aus dem All.

SAMSTAG 18.4.

▼ Fernsehen

16.00 **BibelTV:** **Luther heute.** Annette Schavan – „Mit Luther zum Papst“.

▼ Radio

- 9.00 **Horeb:** **Heilige Messe** aus der Gnadenkapelle in Altötting. Zelebrant: Stadtpfarrer Günther Mandl.
- 11.05 **DLF:** **Gesichter Europas.** Geschlechterrollen in Albanien – Mädchen unerwünscht. Mit Reportagen von Leila Knüppel.

SONNTAG 19.4.

▼ Fernsehen

9.30 **ZDF:** **Katholischer Gottesdienst** aus der Hospitalkirche St. Joseph in Bensheim. Zelebrant: Pfarrer Heinz Förg.

14.40 **Arte:** **Sakrale Bauwerke.** Vom Streben nach Höhe und Licht.

▼ Radio

- 7.05 **DKultur:** **Feiertag.** „Thomas, fass mich an!“ Warum Menschen Berührung brauchen. Elena Griepentrog, Berlin (kath.).
- 8.05 **BR2:** **Katholische Welt.** Mexiko, Mission und Machismo. Von Andreas Boueke.
- 10.05 **DLF:** **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche Vom Guten Hirten in Berlin-Marienfelde. Zelebrant: Pfarrer Harry Karcz.
- 12.00 **Horeb:** **Regina Coeli.** Mit Papst Franziskus live aus Rom.

MONTAG 20.4.

▼ Fernsehen

21.50 **BibelTV:** **Das Gespräch.** Seit ihrem 21. Lebensjahr lebt Kerstin Wendel mit einer chronischen Krankheit.

22.45 **ARD:** **Die Story im Ersten.** Jahrhundertdiebstahl in Dresden. Doku.

▼ Radio

- 6.35 **DLF:** **Morgenandacht.** Vera Krause, Köln (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 25. April.
- 21.30 **DKultur:** **Einstand.** Europäische Kammermusik Akademie Leipzig. Musik von Astor Piazzolla, Wolfgang Amadeus Mozart u.a..

DIENSTAG 21.4.

▼ Fernsehen

20.15 **RBB:** **Geheimnisvolle Orte.** Stettin. Doku, D 2016.

00.15 **BR:** **Nachtlinie.** Vom Klosterleben. Talk in der Trambahn.

▼ Radio

- 20.30 **Horeb:** **Leben mit Yoga und Esoterik heute.** Bettina Radermacher, ehemalige Yoga-Lehrerin.
- 22.05 **DLF:** **Musikszene.** Melancholische Traumsequenzen. Die Minimal Music erfindet sich neu.

MITTWOCH 22.4.

▼ Fernsehen

19.00 **BR:** **Stationen.** Nach der Befreiung. Erinnern, 75 Jahre nach Kriegsende.

21.45 **HR:** **Engel fragt.** Wie schützen wir uns vor dem Hass? Reportage.

▼ Radio

- 9.05 **DLF:** **Kalenderblatt.** Vor 150 Jahren: Der russische Revolutionär Wladimir Iljitsch Lenin geboren.
- 19.30 **DKultur:** **Zeitfragen. Feature.** Vom Zauber einer Zahl. Die Erfindung des Wirtschaftswachstums.

DONNERSTAG 23.4.

▼ Fernsehen

14.30 **HR:** **Die Konfirmation.** Spielfilm über einen atheistisch erzogenen Jungen, der sich fürs Christentum begeistert. D 2016.

22.10 **Vox:** **James Bond 007 – Der Mann mit dem goldenen Colt.**

▼ Radio

- 10.05 **DKultur:** **Lesart.** Das Literaturmagazin.
- 20.30 **Horeb:** **Muslime fragen, Christen antworten.** Pater Prof. Dr. Christian Troll SJ, Islamwissenschaftler.

FREITAG 24.4.

▼ Fernsehen

12.00 **3sat:** **Zeit und Ewigkeit.** Gedanken zu Schlüsselfragen des Lebens. Dokumentation mit Abt Johannes Eckert OSB, 2016.

20.15 **BibelTV:** **Alles wegen Grácia.** Ein Mädchen scheint einen auffallend positiven Einfluss auf seine Mitschüler zu haben. Drama.

▼ Radio

- 19.45 **Horeb:** **Quellgrund – Christliche Meditation.** Michaela Hastetter.
- 20.05 **DLF:** **Das Feature.** Temirtau. Die unglaubliche Geschichte eines deutschen Theaters. Von Mirko Schwanitz.

☞: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Ökumenisches Tandem

Dem von evangelischer und katholischer Gemeinde gemeinsam betriebenen Jugendhaus droht das Aus. Um das zu verhindern, bittet Pfarrerin Rieke Schmidt (Birge Schade, Mitte) in dem Spielfilm „**Frau Pfarrer & Herr Priester**“ (HR, 22.4., 14.30 Uhr, mit Untertitel) ihren katholischen Kollegen, Pfarrer Toni Seidl (Martin Gruber, links), um Unterstützung. Die unkonventionelle Pfarrerin und der konservative Priester bilden ein ökumenisches Tandem, das es mit den weltlichen Regeln nicht immer hundertprozentig genau nimmt. So werden die beiden schon mal von der Polizei (Kathrin Anna Stahl, rechts) angehalten. *Foto: HR/Degeto/Erika Hauri*



Ein Mädchen im Wilden Westen

Arkansas um 1870: Der Vater der 14-jährigen Mattie Ross (Hailee Steinfeld) ist ermordet worden. Das Mädchen kennt den Täter, doch niemand scheint bereit, ihr zu helfen. In „**True Grit – Vergeltung**“ (Arte, 20.4., 20.15 Uhr), dem Western von Ethan und Joel Coen, engagiert Mattie den trunksüchtigen Marshal Cogburn (Jeff Bridges) für die Verfolgung des Mörders. Sie besteht darauf mitzureiten und zeigt unterwegs, dass sie „wahren Schneid“ („True Grit“) hat. Die ungewöhnliche Rache Geschichte benutzen die beiden Regisseure dazu, ein möglichst getreues Bild des Wilden Westens der 1870er Jahre zu schaffen. *Foto: Paramount Pictures*

KI – Wer hat das Sagen?

Kann es eine humane „Künstliche Intelligenz“ (KI) geben? Die Chancen und Grenzen dieser Technologie diskutiert die faktenreiche wie künstlerisch inszenierte Dokumentation „**iHuman**“ (Arte, 21.4., 21.45 Uhr). Die norwegische Dokumentarfilmerin Tonje Hessen Schei folgt darin den Spuren von Pionieren der KI. Sie interviewt KI-Experten aus den USA, Europa und Asien und zeigt den aktuellen Stand der Entwicklung auf. „Wie beeinflusst die KI, wer wir sind? Was steht auf dem Spiel, und wer hat das Sagen?“, fragt sie. Auch die Stimmen der Kritiker mehren sich, die vor zunehmender Überwachung und dem Missbrauch der Daten warnen.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Achtung, Banküberfall!

Das Team besteht je nach Spieleranzahl aus bis zu vier Charakteren: Der Hacker, Money Man, der Späher und der Sprengstoffexperte. Gemeinsam versuchen sie unter Zeitdruck, den Tresor zu knacken, bevor der Alarm ausgelöst wird.

„Bank Alarm“ von Hutter Trade ist ein kooperatives Spiel gegen die Zeit in fünf Schwierigkeitsstufen. Die Spieler wählen ihre Rolle aus und setzen sich auf die entsprechende Tressorseite. Das Team hat acht Ausrüstungsgegenstände zur Verfügung, die zu Spielbeginn gut sichtbar ausgelegt werden.

Die Spannung steigt mit jedem Griff. Und mit jeder Sekunde, die verstreicht, wird die Aufregung greifbarer: Ist der Beutezug erfolgreich oder nicht? Heißt es Kohle oder Knast?

Wir verlosen zwei Spiele. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
22. April

Über das Schreibset
„Kranich“ aus Heft Nr. 14
freut sich:

Horst Menz,
36088 Hünfeld.

Die Gewinner aus Heft
Nr. 15 geben wir in der
nächsten Ausgabe bekannt.

Lagerarbeiter	▽	Förderer	weiblicher Vorfahr	▽	Falschmeldung in der Presse	▽	dt. Farbfernsehsystem (Abk.)	Kanton der Schweiz	robust, standfest	▽	▽	Honigwein
Märchenfigur	▷	▽					▽	▽				7
Heiligenbild der Ostkirche		2	Beglaubigungsbüro	▷								Amateur
▷					biblischer Priester	▷			Spaziergang		Behältnis	▽
▷	6							antikes Pferdegespann	▷	▽		
vorausgesetzt, falls			hoher Fabrik-schornstein	▽							5	
Reim	erklären			▽				Sprechform eines Monats		lauter Anruf	▷	
▷	▽							ausgest. Riesenlaufvogel	▷			brasil. Großstadt (Kw.)
Farbton		Buße						männliches Schwein	▷			10
▷		▽		Wanderhirten	▽	Moderrichtungen	▽	niemals		abgeilaichter Hering		
ungebunden			Segelbootfahrt	▷	8				int. Normungsorganisation	▷		
▷		3		Vorname der Minnelli	▽	Laubbaum	▷		4			Faden
waschaktive Substanz			nordirischer Fährhafen	▷					nord. Göttin d. Vergangenheit		Sprache der Fulbe	▽
▷						1	Abk.: norddeutsch	Europ. Fußballverband (Abk.)	▷			
▷	9		Schulnote	▷						11	altbabylonische Stadt	▷
italienisch: drei			feste Erdoberfläche	▷				in den Adelsstand erheben	▷			

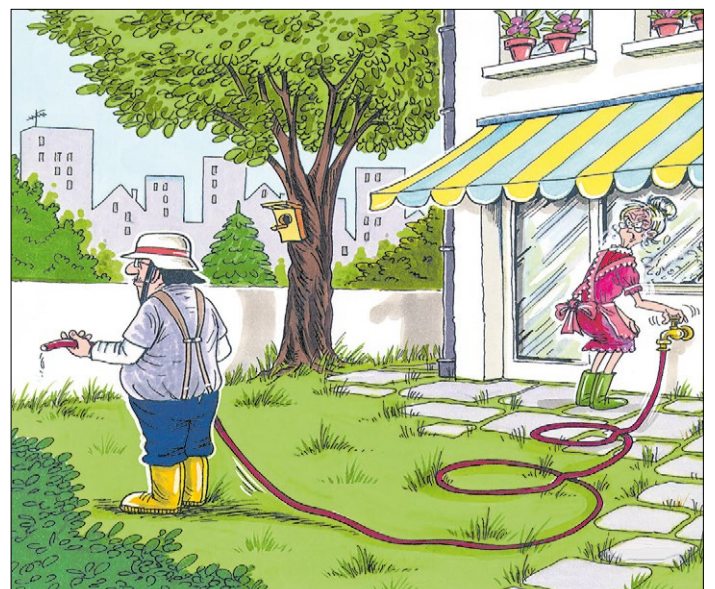
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 11:
Ständig wechselnde Witterung
Auflösung aus Heft 15: **OSTERNEST**



„Und hör endlich auf mit deinem albernem ‚Wassermarsch‘! Du bist seit zwei Jahren pensioniert!“

Illustration:
Jakoby



Erzählung

Die Blume „Speranza“



Der Winter war schon fast vorbei, und die Menschen freuten sich auf den Frühling, auf die hellen Tage, die warmen Sonnenstrahlen, auf das frische Grün der Wiesen, auf die ersten Blumen, die munteren Vögel und die gaukelnden Schmetterlinge. Die Eisdielenbesitzer waren wieder aus dem Süden zurückgekehrt und Kinder wie Erwachsene freuten sich über das wiedererwachende Leben.

Da legte sich eine große, dunkle Wolke über die ganze Welt und bedrohte die Menschen. Um dem Unheil zu entgehen, ordneten die Regierungen an, dass die Kinder nicht mehr in die Schule gehen, nicht mehr draußen spielen und die Menschen ihr Zuhause mehr verlassen durften. Traurig saßen sie fortan in ihren vier Wänden. Immer neue Schreckensnachrichten ängstigten sie.

Trotz allem aber erwachte die Natur zu neuem Leben, wie in jedem Frühling, und es grünte und blühte überall. Da hielten es zwei Kinder in der engen Wohnung nicht mehr aus. Heimlich stahlen sie sich fort, streiften durch den Wald, über die Felder und Wiesen. „Schau“, sagte das Mädchen zum Jungen, „hier blüht ein wunderschönes Blümchen.“

Als sie sich zu ihm bückten, begann das Blümchen zu reden: „Ich bin hier so einsam und so allein“, jammerte es. „Niemand beachtet

mich mehr, die Menschen haben mich vergessen und mich vor lauter Sorgen aus ihren Herzen verwiesen. Nehmt mich mit und pflanzt mich in euren Garten.“

Als die Kinder das zarte Pflänzchen genauer anschauten, entdeckten sie in der Mitte, zwischen den Staubgefäßen, ein kleines, goldenes Sternlein. „Oh!“, rief der Junge. „Das habe ich ja noch nie gesehen!“ „Mein Name ist Speranza“, sagte da das Blümchen. „Das heißt Hoffnung. Der Stern in meiner Mitte ist der Stern der Hoffnung, der nie untergehen darf. Er sitzt bei mir genau da, wo bei den Menschen das Herz ist. Bitte bringt mich zu den Menschen. Sie brauchen mich so.“

Sorgfältig gruben die Kinder das Pflänzchen aus und setzten es in das

Beet vor dem Haus. Eines Tages begann Speranza wieder zu sprechen: „Zupft ein Blatt aus meiner Blüte“, bat sie, „und wartet ein bisschen.“

Behutsam löste das Mädchen ein Blütenblatt heraus und sah staunend, wie eine neue Blüte mit goldenem Stern entstand. Der Junge tat dasselbe – und wieder entstand eine herrliche Blume. Nun zogen die Kinder Blatt um Blatt aus der Blüte. Bald mussten sie einen Korb holen, um die Blumen unterzubringen.

Mutter, Vater und die Großeltern kamen hinzu und staunten. Die Kinder nahmen den Korb mit den unzähligen Hoffnungsblumen und stellten sich damit auf den Markt vor die Kirche. Der Platz war zwar menschenleer, da ja die Leute wegen der bedrohlichen dunklen Wolke das

Haus nicht verlassen durften, aber die Kinder warteten geduldig.

Es dauerte nicht lange, da gesellte sich ein Mann zu ihnen. Er war als Clown verkleidet und spielte auf seiner Geige so herrliche Melodien, dass die Menschen in den Häusern die Fenster öffneten, um zu lauschen. Und bald wagten sich auch die ersten auf den Markt.

Da legte das Mädchen einem der Umstehenden eine kleine Hoffnungsblüte in die Hand. Der wurde so froh, dass er dieses Glück mit jemandem teilen wollte. Er reichte das Blümchen seinem Nachbarn weiter, und der gab es dem nächsten. Daraufhin verteilten die Kinder all ihre Hoffnungsblüten an die Menschen.

Diese begannen zu lachen und zu weinen, zu tanzen und zu singen, umarmten sich, und der Clown entlockte seiner Geige die herrlichsten Töne. „Seht!“, rief da plötzlich jemand aus der Menge, „Die dunkle Wolke löst sich auf, sie verschwindet!“

Da öffnete der Pfarrer, der hinzugekommen war, die Türen der Kirche sperrangelweit, und alle strömten hinein. Immer mehr Menschen kamen aus ihren Häusern, warfen ihre Sorgen ab, feierten ein Fest der Hoffnung und dankten Gott mit einem großen Lobpreis. Und die Kinder, die die Hoffnungsblüten gefunden hatten, wurden vom Bürgermeister geehrt. *Maria Hirsch*

Sudoku

6		3	4					2	1
	9	1		2	5			4	9
8		4	7					8	5
	3			4	2	1	7	3	
4	7	2			9	7	2	6	
	4	1		1	7			9	5
	1	7	9	6	8				
3	6	9	2					8	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 15.

8	7	2	5						
1			8			4	2	3	
			1		9			7	5
2	6	4		1		7			
				9				3	2
7			6	5					
						6	5	4	8
				8	1				
3	4	8							1





Hingesehen

Archäologen haben bei Grabungsarbeiten in der Nähe von Regensburg den Stoßzahn eines Mammuts gefunden. Das Fundstück stammt aus der Eiszeit und hat eine Länge von 2,45 Metern, teilte das Landesamt für Denkmalpflege mit. Die Tiere lebten bis vor etwa 20 000 Jahren im Gebiet des heutigen Bayern. Das Besondere an dem in der Ortschaft Riekofen gefundenen Exemplar ist die Länge. Zwar werden Überreste von Mammuts häufiger gefunden, aber Stoßzähne in dieser Vollständigkeit sind extrem selten. „Mit 2,45 Metern Länge inklusive Zahnspitze ist dieser Stoßzahn ein außergewöhnlich vollständiger Fund“, sagte Gertrud Rößner von der Bayerischen Staatssammlung für Paläontologie und Geologie. „Ein absoluter Glücksfall.“ Wahrscheinlich habe der Zahn einem ausgewachsenen Bullen gehört. *epd*

Wirklich wahr

Die weltberühmten Bremer Stadtmusikanten tragen derzeit ein Plakat, das mit Herzchen und einem „please“ (bitte) versehen zum Abstandhalten aufruft. „Gewinnen werden wir den Kampf gegen Corona nur, wenn jede und jeder Einzelne mitwirkt“, heißt es auf der Pappe.



Wer dem Esel die Botschaft mitsamt einer Atemschutzmaske umgehängt hat, ist unklar. Aber immer

wieder halten einzelne Passanten an der Bronzeplastik des Bildhauers Gerhard Marcks (1889 bis 1981) in der fast menschenleeren Innenstadt an und machen ein Foto.

Vergangenes Jahr hat Bremen den 200. Geburtstag des Märchens von den Stadtmusikanten gefeiert. Die Geschichte erzählt von Esel, Hund, Katze und Hahn, die zusammen zu neuem Glück finden. *epd*

Zahl der Woche

55

Prozent der US-Amerikaner beten für ein Ende der Corona-Krise. Dies ergab eine Erhebung des in Washington ansässigen Instituts Pew Research Center. Besonders häufig beteten demnach evangelikale Christen (82 Prozent) und afroamerikanische Protestanten (79 Prozent). Die meisten Kirchen in den USA veranstalten derzeit keine Gottesdienste.

Die Mehrzahl der Kirchgänger ersetzt laut der Pew-Befragung die physische Teilnahme durch TV- oder Internet-Gottesdienste. 62 Prozent der protestantischen und 46 Prozent der römisch-katholischen Christen, die nach eigenen Angaben normalerweise ein oder zwei Mal im Monat in die Kirche gehen, nehmen nun am Bildschirm an den Messen teil.

Für die Untersuchung zur Corona-Krise befragte das Pew Research Center vom 19. bis 24. März rund 11 500 US-Amerikaner. *epd*

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Victoria Fels (Nachrichten),
Ulrich Schwab, Simone Sitta

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1.1.2019.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE5175090300000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 22,95.
Einzelnummer EUR 1,80.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Das Märchen der Stadtmusikanten stammt von ...

- A. Hans Christian Andersen.
- B. Wilhelm Hauff.
- C. den Gebrüder Grimm.
- D. E.T.A. Hoffmann.

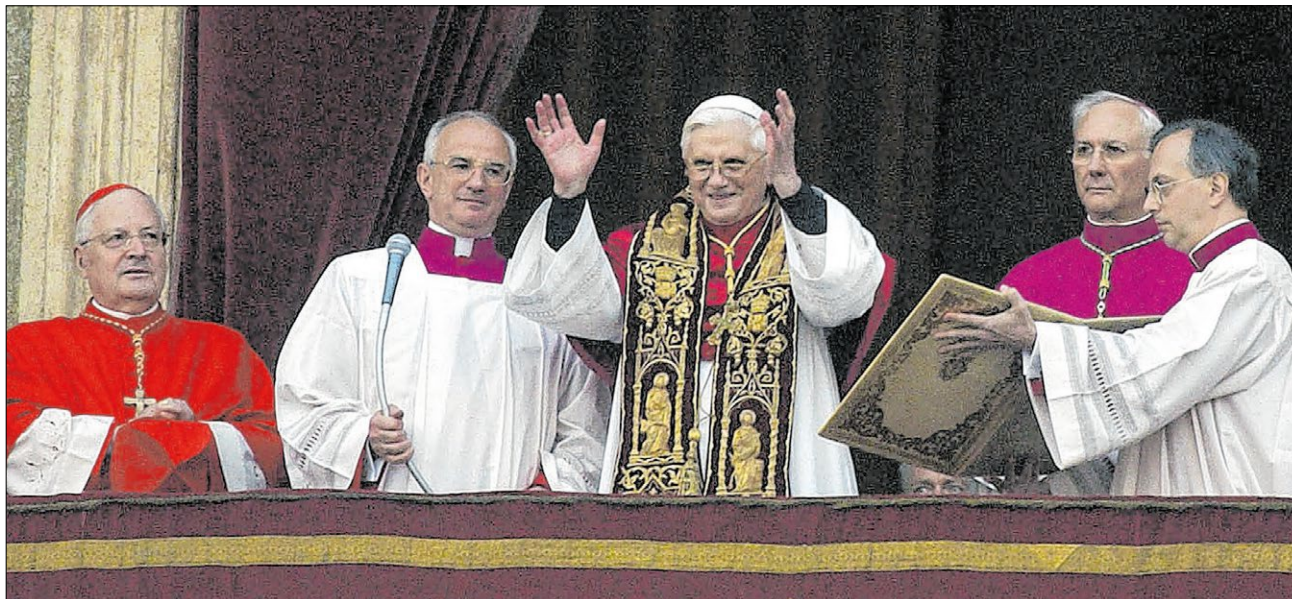
2. Warum werden die Tiere anfangs verstoßen?

- A. Sie waren unfolgsam.
- B. Ihr Futter wurde zu teuer.
- C. Ihre Besitzer sind verstorben.
- D. Wegen ihres Alters.

ZUR PAPSTWAHL VOR 15 JAHREN

Ein untrennbares Gebot

Benedikt XVI. zur Einheit von Gottes- und Nächstenliebe



▲ Den Gläubigen auf dem Petersplatz stellte sich Papst Benedikt XVI. als „einen einfachen und bescheidenen Arbeiter im Weinberg des Herrn“ vor. Foto: imago images/ZUMA Press

Am 19. April 2005 wurde Joseph Ratzinger zum Papst gewählt und versetzte als Benedikt XVI. die Welt in Staunen. Eben erst als „Panzerkardinal“ verschrien, erwies er sich als ein feinfühlig-er geistlicher Meister, besonders in seinem ersten Lehrschreiben „Deus caritas est – Gott ist die Liebe“. Aus dieser Antrittszyklika, gewissermaßen einer Grundmelodie seines Pontifikats, veröffentlichen wir die Gedanken zur Einheit von Gottes- und Nächstenliebe.

Können wir Gott überhaupt lieben, den wir doch nicht sehen? Und: Kann man Liebe gebieten? Gegen das Doppelgebot der Liebe gibt es den in diesen Fragen anklingenden doppelten Einwand. Keiner hat Gott gesehen – wie sollten wir ihn lieben? Und des Weiteren: Liebe kann man nicht befehlen, sie ist doch ein Gefühl, das da ist oder nicht da ist, aber nicht vom Willen geschaffen werden kann.

Die Schrift scheint den ersten Einwand zu bestätigen, wenn da

steht: „Wenn jemand sagt: ‚Ich liebe Gott!‘, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht“ (1 Joh 4,20). Aber dieser Text schließt keineswegs die Gottesliebe als etwas Unmögliches aus – im Gegenteil, sie wird im Zusammenhang des eben zitierten Ersten Johannesbriefs ausdrücklich verlangt.

Die Sichtbarkeit Gottes

Unterstrichen wird die unlösliche Verschränkung von Gottes- und Nächstenliebe. Beide gehören so zusammen, dass die Behauptung der Gottesliebe zur Lüge wird, wenn der Mensch sich dem Nächsten verschließt oder gar ihn hasst. Man muss diesen johanneischen Vers vielmehr dahin auslegen, dass die Nächstenliebe ein Weg ist, auch Gott zu begegnen, und dass die Abwendung vom Nächsten auch für Gott blind macht.

In der Tat: Niemand hat Gott gesehen, so wie er in sich ist. Und trotzdem ist Gott uns nicht gänzlich unsichtbar, nicht einfach unzugänglich geblieben. Gott hat uns zuerst geliebt, sagt der Johannesbrief (vgl. 4,10), und diese Liebe Gottes ist unter uns erschienen, sichtbar geworden dadurch, dass er „seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben“ (1 Joh 4,9). Gott hat sich sichtbar gemacht: In Jesus können wir den Vater anschauen (vgl. Joh 14,9).

In der Tat gibt es eine vielfältige Sichtbarkeit Gottes. In der Geschichte der Liebe, die uns die Bibel erzählt, geht er uns entgegen, wirbt um uns – bis hin zum Letzten Abendmahl, bis hin zu dem am Kreuz durchbohrten Herzen, bis hin zu den Erscheinungen des Auf-erstandenen und seinen Großtaten, mit denen er durch das Wirken der Apostel die entstehende Kirche auf ihrem Weg geführt hat.

Und in der weiteren Geschichte der Kirche ist der Herr nicht abwesend geblieben: Immer neu geht er auf uns zu – durch Menschen, in denen er durchscheint; durch sein Wort, in den Sakramenten, besonders in der Eucharistie. In der Liturgie der Kirche, in ihrem Beten, in der lebendigen Gemeinschaft der Gläubigen erfahren wir die Liebe Gottes, nehmen wir ihn wahr und lernen so auch, seine Gegenwart in unserem Alltag zu erkennen.

Primat der Liebe

Er hat uns zuerst geliebt und liebt uns zuerst; deswegen können auch wir mit Liebe antworten. Gott schreibt uns nicht ein Gefühl vor, das wir nicht herbeirufen können. Er liebt uns, lässt uns seine Liebe sehen und spüren, und aus diesem „Zuerst“ Gottes kann als Antwort auch in uns die Liebe aufkeimen.

(...)

So wird Nächstenliebe in dem von der Bibel, von Jesus verkündigten Sinn möglich. Sie besteht ja darin, dass ich auch den Mitmenschen,

den ich zunächst gar nicht mag oder nicht einmal kenne, von Gott her liebe. Das ist nur möglich aus der inneren Begegnung mit Gott heraus, die Willensgemeinschaft geworden ist und bis ins Gefühl hineinreicht. Dann lerne ich, diesen anderen nicht mehr bloß mit meinen Augen und Gefühlen anzusehen, sondern aus der Perspektive Jesu Christi heraus. Sein Freund ist mein Freund.

Ich sehe durch das Äußere hindurch sein inneres Warten auf einen Gestus der Liebe – auf Zuwendung, die ich nicht nur über die dafür zuständigen Organisationen umleite und vielleicht als politische Notwendigkeit bejahe. Ich sehe mit Christus und kann dem anderen mehr geben als die äußerlich notwendigen Dinge: den Blick der Liebe, den er braucht.

Gotteserkenntnis

Hier zeigt sich die notwendige Wechselwirkung zwischen Gottes- und Nächstenliebe, von der der Erste Johannesbrief so eindringlich spricht. Wenn die Berührung mit Gott in meinem Leben ganz fehlt, dann kann ich im anderen immer nur den anderen sehen und kann das göttliche Bild in ihm nicht erkennen.

Wenn ich aber die Zuwendung zum Nächsten aus meinem Leben ganz weglasse und nur „fromm“ sein möchte, nur meine „religiösen Pflichten“ tun, dann verdorrt auch die Gottesbeziehung. Dann ist sie nur noch „korrekt“, aber ohne Liebe. Nur meine Bereitschaft, auf den Nächsten zuzugehen, ihm Liebe zu erweisen, macht mich auch fürsam Gott gegenüber. Nur der Dienst am Nächsten öffnet mir die Augen dafür, was Gott für mich tut und wie er mich liebt.

Gottes- und Nächstenliebe sind untrennbar: Es ist nur ein Gebot. Beides aber lebt von der uns zuvorkommenden Liebe Gottes, der uns zuerst geliebt hat. So ist es nicht mehr „Gebot“ von außen her, das uns Unmögliches vorschreibt, sondern geschenkte Erfahrung der Liebe von innen her, die ihrem Wesen nach sich weiter mitteilen muss.

Liebe wächst durch Liebe. Sie ist „göttlich“, weil sie von Gott kommt und uns mit Gott eint, uns in diesem Einigungsprozess zu einem Wir macht, das unsere Trennungen überwindet und uns eins werden lässt, so dass am Ende „Gott alles in allem“ ist (vgl. 1 Kor 15,28).

© Copyright 2005 – Libreria Editrice Vaticana

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Missio, München, und Spendenaufruf von Caritas International Deutscher Caritasverband e.V., Freiburg. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Reise / Erholung

500 Fasten-Wanderungen
Telefon/Fax 0631-47472 · www.fastenzentrale.de

Die Bibel ist kein Kataster für politische Entscheidungen.
Jitzchak Rabin

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 19. April
Die Gläubigen hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten. (Apg 2,42)

Hat die Kirche noch Zukunft? Ein Blick auf ihre Anfänge hilft und inspiriert zur Erneuerung: die Verwurzelung im Glauben, der Mehrwert des „Wir“ vor dem „Ich“, die Feier der Hingabe Jesu im eucharistischen Mahl und die tägliche Verbundenheit mit dem lebendigen Gott.

Montag, 20. April
Als sie gebetet hatten, bebte der Ort, an dem sie versammelt waren, und alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt. (Apg 4,31)

Das Gebet hat große Kraft. Es ist Lebensaustausch mit Gott und verbindet mich mit anderen Betenden. Darum ist Beten ein lebensnotwendiger Vollzug des Glaubens. Ich mache mir bewusst: Letztlich ist es Gottes Geist, der in mir betet, wenn ich bete.

Dienstag, 21. April
Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. (Apg 4,32)

Kann das von uns Christen heute gesagt werden? Da ist so viel engherziges Gegeneinander. Dabei ist Christen das Miteinander und Füreinander ins Stammbuch geschrieben. Wo kann ich als glaubender Mensch beherzt dafür eintreten, dass der Gemeinsinn wächst?

Mittwoch, 22. April
Geht, tretet im Tempel auf, und verkündet dem Volk alle Worte dieses Lebens! (Apg 5,20)

Die Nachricht, dass Jesus lebt, geht alle Menschen an. Sie darf um des Lebens der Menschen willen nicht verschwiegen oder gar „konserviert“ werden. Auch heute sind Christen gerufen, in den „Hei-

ligtütern“ der Menschen von der heilsamen Lebenskraft Gottes zu künden.

Donnerstag, 23. April
Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. (Apg 5,29)

Die Apostel lassen sich nicht den Mund verbieten, von Jesu Botschaft zu künden. Dafür nehmen sie auch Ungemach in Kauf, sogar Bedrohung. Wenn ich es mir zu gemächlich mache in Oberflächlichkeit, möge mich Gottes Geist anfeuern zu leidenschaftlichem Christsein! Und ernehme mir die übertriebene Angst um mich selbst!

Freitag, 24. April
Wenn dieses Vorhaben oder dieses Werk von Menschen stammt, wird es zerstört werden. (Apg 5,38)

Weise abwägend erinnert Gamaliel daran: Menschenwerk ist zerbrechlich – was von Gott kommt, wird sich bewähren. Die Apostel ver-

künden eine Wirklichkeit, die menschlichem Tun überlegen ist. Sie stehen ein für die Zukunft, die in Jesus verbürgt ist: Sie heißt Heil, blühendes Leben in der Gemeinschaft mit Gott.

Samstag, 25. April
Hl. Markus
Grüßt einander mit dem Kuss der Liebe! Friede sei mit euch allen, die ihr in Christus seid. (1 Petr 5,14)

In Zeiten von Coronavirus und Co. gehen Menschen eher auf Distanz zueinander, als sich näherzukommen. Oder doch nicht? Wer sich wirklich „in Christus“ geborgen weiß, von dem wird Frieden ausgehen: echte Menschlichkeit, die Grenzen in Köpfen und Herzen weiten oder überwinden kann.



Pallottinerpater Sascha-Philipp Geißler (Foto: Pallottiner) ist Direktor der Wallfahrtskirche Herrgottsruh in Friedberg und Prodekan des Dekanats Aichach-Friedberg (Bistum Augsburg).



Leserreise Burgund

Kultur und Genuss im Herzen Frankreichs
4. bis 9. Oktober 2020

BEAUNE | CASSISSIUM | DIJON | ABBAYE DE FONTENAY | CHÂTEAU D'ÉPOISSES | SEMUR-EN-AUXOIS | CHÂTEAUNEUF-EN-AUXOIS | VÉZELAY | CLUNY | KLOSTER TOURNUS | FELSEN VON SOLUTRÉ | BESANÇON

Entdecken Sie exklusiv mit der Katholischen Sonntagszeitung eine der schönsten und kulturell vielfältigsten Regionen Frankreichs – das Burgund! Eine reiche Kulturgeschichte, die sich in historischen Stadtzentren, großen Klöstern und Abteien, Schlössern und Burgen zeigt, eine hervorragende Küche und natürlich sein Wein machen das Burgund zu einem attraktiven Reiseziel.

Anmeldeschluss 31. Juli 2020

Preis pro Person im DZ: EUR 1112,00
Abfahrt: 7.30 Uhr in Augsburg

Unser Partner:

am besten...
Hörmann Reisen



Reiseprogramm anfordern bei:

Tel. 0821 50242-32 oder Fax 0821 50242-82
Katholische Sonntagszeitung · Leserreisen
Postfach 11 19 20 · 86044 Augsburg
leserreise@katholische-sonntagszeitung.de

Ja, senden Sie mir umgehend Ihr Programm zur Leserreise Burgund

Name, Vorname

Straße

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail